



Dreißigster Jahrgang.

16.

Donnerstag, am 16. April 1846.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Das Zaubererschloß im Muldenthal,

oder:

Die Gründung der Städte Penig und Waldenburg.

Von Rosa Hein.

1.

In jenen uralten Zeiten, wo noch Nixen und Berggeister ihr Wesen trieben, beherrschte neben Dronomoffan, dem mächtigen Herrn des Erzgebirges, das innere Gebirge des gesegneten Sachsens ein großer, gefürchteter Zauberer, Dthoardo, von welchem die Sage meldete, er sei aus Welschland herübergekommen und habe seinen Wohnsitz in dem finstern Thale der Mulde aufgeschlagen, zwischen dem heutigen Penig und Waldheim. Hier starrte damals dem Wanderer ein rauher, undurchdringlicher Wald entgegen, so grausig, als der Strom reißend war, der sich durch ihn hinwälzte. Nur ein selten betre-

tener Pfad wand sich durch das verworrene Gesträuch hin zu einer verlassenem Kapelle, deren wunderthätiges Gnadenbild fromme Pilger zuweilen besuchten: doch machten Räuberschaaren, die auf einer hohen Waldburg hauseten, diesen Thalgang höchst unsicher. Am meisten aber war die Gegend des Zauberers wegen gefürchtet, so daß man lieber den Umweg durch das Osterland nahm, wenn man in das Böhmerland hinein wollte, denn Dthoardo'n war es nicht sowohl um die Güter der hier Reisenden zu thun, als um die Menschen selbst, die er mit mancherlei List und Trug oder wohl auch mit Gewalt wegfüng, wenn sie seinem gefürchteten Reviere sich zu nahen wagten, oder, in der Wildniß verirrt, über den reißenden Strom zu setzen gedachten. Alle begrub er in den tiefsten Kerker seiner Burg, denn er hatte Ursache, die Menschen zu fürchten, da ihm prophezeit worden, daß dereinst ein vorüberziehender Pilger den Stab seiner Zauberei brechen und seinem Unfuge ein Ende machen werde.

Da geschah's, daß ein Ritter, Graf Hugo von Strahlau, hierher seines Weges zog. Fromm,

wie denn Frommheit damals zu den schönsten Tugenden des Ritters gehörte, fromm und gottselig hatte er sich entschlossen, eine Fahrt in das heilige Land zu unternehmen. Er irrte aber nicht einsam und planlos in die Welt hinein, wie viele Seinesgleichen, die auf gut Glück ihr Ross traben ließen, wohin es wollte, sondern reich und mit stattlicher Begleitung hatte er von den Niederlanden aus diesen Zug begonnen; ja er hatte so sehr für das Heil seiner Seele gesorgt, daß sich sogar mitten unter seinen Knappen und Reitern ein ehrwürdiger Priester befand, der sie geistig erbauete. Sein Gefolge war demnach so glänzend, als nur irgend eines, und er hätte mit allen Ehren durch die vornehmsten Städte des heiligen römischen Reiches ziehen können, ohne zu befürchten, irgend einem Ritter an Pracht, so wie an Haltung und Tapferkeit seines Gefolges nachzustehen. Demungeachtet sah er auf diesem Zuge weder das alterthümliche Nachen, noch das kaiserliche Frankfurt, so wenig als andere prachtvolle Städte des deutschen Reiches, denn er sagte, alle diese Städte seien der edeln Mitterschaft Gift, man brähe in ihnen seine Kraft nur an trügerischen Lanzen und verprasse seinen freien Sinn an nichtigen Turnieren und noch nichtigern Banketten; Feld und Wald, meinte er, das seien die schönsten Schranken eines wahren Ritters: hier in Wildnissen und Sümpfen, zwischen Räubern und Ungeheuern des Waldes schlage man würdiger und ehrenhafter sein Lager auf und man werde genug der Lanzen zu brechen finden. Da, wo der Städte weniger, der Wüsteneien aber desto mehr seien, ziehe der Rittermann hin und schaffe, daß es auch hier sicher und annehmlich werde.

Dessen eingedenk nahm unser Ritter nicht den kürzesten Weg nach dem gelobten Lande, etwa den Rheinstrom entlang, sondern er trieb sich zuerst in den düstern Waldungen des Harzgebirges herum, weil er dort auf Abenteuer gerechnet, und so gelangte er auch an den Fuß des Erzgebirges, um noch diese berühmtesten Gegenden zu besuchen und dann durch den Böhmerwald in des Kaisers Reich einzuziehen, von wo aus er gen Palästina wollte.

Schon begann die Dunkelheit einzubrechen und die letzten Strahlen der Sonne zitterten nur noch

matt in dem Schimmer des Abendrothes, als Graf Hugo von Strahlau mit seinem Häuflein an dem Eingange eines tiefen Fichtenwaldes anlangte. Eine Burg, die mitten aus dem Baum- schlage mit vergoldeten Kuppeln hervorragte, schien zu entfernt und die Nacht zu nahe, als daß man es hätte wagen können, weiter in dem Forste bis zur Burg vorzudringen.

„Sizet ab,“ wendete sich Hugo zu seinen Reitern, „und laßet die Rosse grasen, schlaget Eure Zelte auf und nehmet des würdigen Vaters wahr. Ich selbst will die letzten Strahlen der sinkenden Sonne benutzen, um den Weg zu erkunden, den wir morgenden Tages zu nehmen, und die Furth untersuchen, die uns den Uebergang über den reisenden Strom gewährt.“

Und mit diesen Worten trabte er aus dem Lager der Seinigen, ohne auf die nachgerufene Warnung des besorgten Vaters zu hören, der ihn väterlich ermahnte, ja nicht bis zur Nachtzeit sich zu verspäten.

2.

Er ritt stracks dem Walde zu und hatte schon das niedere Vorholz erreicht, als er eines Weibes ansichtig ward, das sich mit einem Bündel Reistig abquälte, und vergebens bemüht war, dasselbe sich auf den ermüdeten Rücken zu legen. Der Ritter lenkte nach der Frau hin, sprang vom Pferde und half dem armen Weibe, das ihm freudig zunickte; nur wunderte er sich, daß ihm die Alte nach seiner Hülfeleistung nicht mit Worten gedankt, sondern bloß zugnickt habe. Er wollte sein Ross von ihr abwenden, da hielt die Alte ihn am Arm zurück, langte mit der andern Hand ein verrostetes Kreuzlein hervor und bot solches ihm an. Zugleich schien sie den Mund zum Sprechen zu öffnen, allein alsbald zog sich derselbe in seine früheren Falten zurück und blieb stumm.

„Fehlt Euch etwas?“ redete sie der Ritter an, „oder mangelt Euch die Gabe der Sprache? und was wollt Ihr mit diesem Kreuze?“

Zusehens runzelte sich die Stirne der Alten, Sie schien etwas auf dem Herzen zu haben, was

sie nicht ausschütten könne, da ihr die Sprache versagte. Nur ward sie noch zudringlicher durch Zeichen und bedeutete dem Ritter um so mehr, ja das Kreuzlein zu sich zu nehmen, als einen Beweis ihrer dankbaren Gesinnung. Dann eilte sie unter freundlich dankenden Rückblicken, auf ihren Stab gestützt, fort und entschwand seinen Augen.

Hugo befand sich nun am Eintritte in den Hauptwald, als ihm ein Mäuschen auffiel, das aus dem dichten Gesträuche immer näher zu kommen schien. Er richtete seine Augen nach der Gegend hin, woher das Geräusch kam, und gewahrte beim Dämmerlichte des Laubwerkes eine weiße Gestalt vor sich, die er für die eines Thieres zu halten geneigt war. Er hatte richtig vermuthet, denn als er näher kam, unterschied er den schlanken Hals eines hochgeweihten, blendend weißen Hirschens, dessen Größe ihn in Erstaunen setzte. Nun sprengte er darauf los, allein das Thier wandte sich plötzlich um und verschwand in den Gebüsch. Hugo, nicht gewohnt, ein Unternehmen, am Allerwenigsten aber einen so seltenen Hirsch unverfolgt entfliehen zu lassen, spornte seinen muthigen Renner an und setzte über Stock und Stein, über dichte und hohe Gesträuche dem flüchtigen Thiere nach. Es währte auch nicht lange, so bekam er es wieder zu Gesichte, und es zögerte so unbegreiflich, daß Hugo ihm schon nahe an die Fersen kam. Nun war an keine Rückkehr mehr zu denken. Der Hirsch eilte voraus, der Ritter hinterdrein und so immer weiter waldwärts. Unwillig über den schlechten Erfolg preßte Hugo seinem Rosse die stachelnden Sporen ein, dem verführerischen Wilde nahe zu kommen; schon war die Lanze erhoben, die jenem den Untergang drohete, — als sich — welches Wunder! — das Thier in eine Menge anderer Hirsche zertheilte, die den stannenden Ritter rings umgaben und ihn mit ihren gefürchteten Krongeweihen anstarrten. Hugo von Strahlau, so unerschrocken er auch sonst war, ward doch ob der trügerischen Erscheinung betreten, ja er ließ sogar die schon erhobene Lanze sinken, da er zu sehr in Ungewißheit gelassen wurde, welches von den Thieren er denn eigentlich erlegen sollte. Selbst sein Rosß bäumte erschrocken zurück vor dieser ge-

spensterhaften Waldeerscheinung. Doch dies Gaukelspiel konnte den Helden nur augenblicklich täuschen. Der Ritter, ermutigt, hob seine Lanze wieder empor, das Rosß stellte sich aufs Neue zur Jagd an, der Lauf begann von vorne. Die Hirsche flohen hierhin und dorthin, wie Quecksilberkugeln auseinander. Hugo ihnen nach, immer tiefer hinein in das Waldesdunkel. Schon drang fast kein Strahl des Mondes mehr durch die dichten Blätter, da verschwanden die verfolgten Thiere bis auf einen Hirsch, und als er auf diesen um so erbitterter nun eindrang, stand an dessen Stelle ein schnaubender Bär, der ihn mit rother Zunge anflammete. Auf solchen Kampf war Hugo nicht gefaßt. Er suchte umzubeugen, allein vergebens, sein Rosß stand wie angebannt. Ueberall wohin er blickte, war nichts als Grauen, das um so furchtbarer war, als der nächtliche Wald plötzlich von unaufhörlichen Blitzen durchleuchtet wurde und allerlei wildes Gethier in feuriger Gestalt um ihn eindrang und der zornige Bär zu einem Ungeheuer anwuchs, das sich in kolossaler Größe gegen ihn aufbäumte. Inzwischen gerieth die ganze Natur in Aufruhr. Mit jedem zuckenden Blitzstrahle rollte ein hallender Donner schrecklich über die hohen Bäume weg, die ihre Gipfel vor dem Gewittersturme bis auf die Erde niederbeugten, ein gräßliches Gebrause, das tausendfach in den waldigen Bergschluchten wiedertönte, Alles schien aufgeboten, auch den Erschrockensten außer Fassung zu bringen. Schon fühlte er eine eiskalte Hand im Genicke und glaubte unter den flammenden Blitzen einen riesigen Waldgeist, in einen langen weißen Mantel gehüllt, hinter sich zu erkennen; als er in der Angst seines Herzens, da Kampf mit Geistern vergeblich schien, seine Hände zu einem brünstigen Gebete faltete und somit das Kreuzchen berührt haben mochte, das er unter seinem Koller verborgen hatte.

Da auf einmal schien sich die Gegend zu verändern. Das Wetterleuchten verschwand, die Geister und Thiere wurden nicht mehr gesehen, die Todtenhand hatte sich zurückgezogen. Der Himmel zertheilte sich. Der Mond brach durch das finstere Gewölke und warf mit wechselndem Lichte vielfache Gebilde des Laubwerkes unter die braunen Gebüsch. Demungeachtet war der Ritter

vom überstandenen Kampfe so erwartet, daß er zum Ausruhen sich auf das nasse Gras niederlassen mußte.

Hier mochte er sich einige Zeit gesammelt haben, da sah er einen Mann unfern vor sich stehen, dessen Ankunft er gar nicht bemerkt hatte. Sein grünes Kleid, die Wildschur, das Baret mit grünweißen Federn, so wie das Jagdgeräthe, das über seiner Schulter hing, ließen auf einen Waidmann schließen. Seine Züge aber waren die eines rüstigen und edelmüthigen Jünglings.

„Ihr scheint,“ überraschte er unfern Ritter, „in tiefen Gedanken versunken. Verzeiht, daß ich Euch störe. Die Nacht gefällt sonst aber gern die Menschen zu einander, zumal nach solchem Sturmewetter.“

Hugo blickte betroffen auf, als er die Stimme eines Menschen in dieser Einöde vernahm. Er mußte aber augenblicklich aus seinen ängstlichen Zweifeln gerissen werden, als er den schmuckten Waidmann ins Auge gefaßt hatte, so gut das Mondlicht es gestattete.

„Wohl habt Ihr recht,“ entgegnete froh der Ritter mit einem leisen Seufzer, durch den er deutlich genug anzeigte, welche Bekümmerniß mit dem Erscheinen eines Menschen aus seinem Herzen entflohen war, „wohl habt Ihr recht, wenn Ihr sagt, die Nacht nähert die Menschen, denn solche ist keines Wanderers Freund. Setzt Euch zu mir und laßt uns bis zum Anbruch des Morgens mit einander plaudern, wenn anders Ihr des Weges so wenig kundig seid, als ich.“

„Das eben nicht!“ erwiderte der Jäger, das regennasse Wams abschüttelnd, ehe er näher trat. „Ich jage täglich in diesen Wäldern, und bin, wie tief dieselben auch sind, darin bekannt, wie ein Vogel in seinem Neste. Allein die Nacht ist mir durch das Ungewitter, welches Gott lob nun vorbei ist, so schauerlich geworden, daß ich mich freue, ein lebendes Wesen in dieser Wildniß anzutreffen.“ Und dabei reichte er dem Ritter die Rechte, der diese herzig drückte und dabei sprach: „Ihr könnet sicherlich nicht so erfreut sein, als

ich durch Eure Ankunft beruhigt bin. Doch laßt uns nieder sitzen.“

Sie ließen sich Beide zusammen auf einen moosigen Steinblock nieder, der recht bequem zu solch' einem traulichen Plauderplätzchen gelegen schien, und nun erzählte Graf Hugo all die Abenteuer, so er bestanden, seinem neuen Freunde. Die Jugend schließt schnell Freundschaften, zumal in solchen Lagen. Oft unterbrach ihn der erstaunte Waidmann mit Ausrufungen der Bewunderung oder mit Rathschlägen, wie es der Ritter hätte machen sollen, die denn freilich jetzt zu spät kamen. Zuletzt dankten Beide der Gnade Gottes, die den Ritter so sichtbarlich geleitet hatte, und der Jäger bestand darauf, er müsse unter dem besonderen Schutze des Himmels stehen oder wohl gar was von Amuletten bei sich tragen, die ihn gegen solch' feindliche Angriffe schützten, obgleich Hugo versicherte, sich weder des Einen noch des Andern bewußt zu sein.

Mittlerweile kündigte sich der nahende Morgen an durch ein leises Wehen der kühleren Morgenluft, welche rauschend durch den Wald zog. Die Sterne über ihnen waren erloschen.

„Kommt,“ endigte der Waidmann, „kommt Herr Ritter und folget mir in meine Hütte. Dort wollen wir das Weitere besprechen und Ihr möget dort ausruhen von den Schrecken der erlebten Nacht. Sie ist nicht allzu fern von hier.“

Hugo nickte dem freundschaftlichen Anerbieten einen dankbaren Beifall zu, denn er bedurfte nach solch' einer Nacht wohl der Erquickung. Sie erhoben sich. Der rüstige Waidmann ging voran, der Ritter folgte mit dem Schwerte in der Rechten, auf jeden etwanigen neuen Angriff gefaßt. In der Linken führte er seine Lanze, am Arme sein muthiges Roß, welches willig seinem Herrn nachfolgte. So schritten sie lange schweigend durch Dickicht und Gebüsch, bis sie einen betreteneren Fußpfad fanden. Hier unterbrach der Jäger die lästige Stille mit dem Erzählen von dem Thun und Treiben jenes trügerischen Zauberers, des Waldgeistes Othoardo, so wie von seiner eigenen Handthierung. Jedoch drängten sie sich nahe zusammen und flüsteren nur leise einander zu, aus Furcht, den Waldgeist aufs Neue zu erzürnen. Doch im Fortgange des Gespräches fand der Rit-

ter, daß die Waldgegend sich verändere. Der bis jetzt schmale Fußsteig dehnte sich in einen breiten, lieblichen Rain aus, auf dessen sammetweichen Matten sie wie auf einem grüngestickten Teppiche einherwandelten. Links und rechts sah er sich von schön beschnittenen Hecken eingefast, die die Luftwandelnden nur zu erwarten schienen, um sie mit ihren Balsamdüften zu überschütten, denn es war gerade um die Rosenzeit, wo alle Blumen ihre jungen Kelche dem Liebesstrahle der Sonne geöffnet hatten. Die lieblichsten Frucht bäume standen hinter den grünen Hecken theils im Silberschnee ihrer Blüthen, theils mit farbigen lachenden Früchten beladen, und hinter ihnen breiteten sich wogende üppige Saatsfelder aus, zwischen denen die Mulde in mannichfachen Windungen dahinrauschte und an deren Ufer ein niedliches Jägerhäuschen gelegen war.

Mit freudigem Erstaunen blickte Hugo auf die reizende Landschaft und wieder auf den jungen Waldmann, der seine bestürmenden Anfragen mit der einen Antwort befriedigte, daß jene Hütte seine Wohnung und seiner Eltern Werk sei. Wer war froher als unser Ritter, der nach so beengenden Schranken, als jener Wald war, ein so belohnendes Ziel vor sich sah. „Da dünkt mich's freilich kein Wunder,“ rief er, „wenn Ihr Leutchen trotz des bösen Nachbarn hier ansässig bleibt. Ihr habt mitten im verwünschten Walde Alles, was sich das Herz nur wünscht!“

Mittlerweile waren sie auf einem Hügel angekommen, der mit einem Kreuze geziert war und von wo aus man eine weite Umschau über die malerische Gegend hatte.

„Wie müßt Ihr Euch freuen,“ fuhr Hugo fort, „wenn Ihr nach vollendeter Arbeit von diesem Plaze aus Euer Tagewerk überschaut, vom Abendgolde beschienen.“

„O, edler Ritter,“ versetzte der ernstgewordene Jüngling, indem er den Blick mit Wehmuth auf einen erhöhten Rasenhügel senkte, der von Rosenbüschen umzäunt und mit Vergifmeinnichten überstreut war, „die Natur weiß immer Freude mit Leid zu paaren.“

Der Ritter ward aufmerksam.

„Wenn ich,“ fuhr aber Jener fort, „hierher gehe, haben meine Augen es allein zu thun mit

diesem Hügel hier, denn dieser kleine Raum umschließt ein großes Herz, die Ueberreste eines mir unvergeßlichen Mannes, des Vaters meiner Nina. Herr Ritter, ich möchte vergehen vor Leid, wenn ich an ihr Schicksal denke. Doch, laßt mich meinen Schmerz nicht erneuen: sehet die Thräne in meinem Auge. Zu einer andern Zeit einmal mehr hiervon!“

Hugo brach denn auch das Gespräch ab, wie gern sein theilnehmendes Herz sonst auch dieses traurige Geheimniß vernommen hätte. Man hatte den Fluß erreicht und stieg in einen leichten Kahn, der am Ufer lag. Während dieser sie übersezte, hielt der Ritter sein Roß lose am Zügel, so daß es schnaubend und grustend hintennach schwamm. Dann eilte der Jäger voraus, dem Fremden einen würdigen Empfang bei seinen Eltern zu bereiten. Langsam folgte dieser nach.

4.

Die Hütte war von blühenden Linden eingefast und von Spheustöcken umwunden. Die freundliche Vorderseite war von dicht verworrenen Weinreben umzogen, die sich bis an das bemooste Strohdach hinaufkranzten. Drinnen aber war die größte Reinlichkeit mit der höchsten Einfachheit gepaart. Tische und Stühle waren von Eichenholz, mit Rohr verflochten und mit erhabenem Schnitzwerk verziert.

Wie der Ritter eintrat, empfingen die Eltern des Jägers, zwei Leutchen ehrwürdigen Ansehens, ihn mit aller der Achtung, die man einem fahrenden Ritter zu erzeigen pflegte. Der Alte begrüßte ihn mit einem treuherzigen Händedrucke, die Mutter mit freundlicher Geschwägigkeit. Sie hatten auf des Sohnes Rückkehr längst gehofft und waren nun um so erfreuter, da er in so edler Gesellschaft kam, zumal als sie noch erfahren hatten, welch' böse Abenteuer der Fremde überstanden. Geschäftig trippelte die Alte in ihrem kleinen Haushalte herum und tischte auf, was sich in ihrer Speisekammer vorfinden ließ, während der alte Waldheim, denn so war sein Name, schmunzelnd aus einem Wandschranke eine Flasche und einen schön gearbeiteten silbernen Be-

her herausnahm, und den Ritter zum Sigen nöthigte. „Setzt Euch nieder zu mir, Herr Ritter, und trinket zuvörderst einen Becher Weines. Er soll Euch hoffentlich munden, denn es ist ein Weinchen, das ich nur meinen Lieblingen gebe und noch dazu aus dem Becher unseres verstorbenen Herrn und Fürsten, Gott habe ihn selig! Ja, ja, ein Geschenk seiner gnädigen Hand war's, als er, überrascht von der kleinen Schöpfung hier um unsere Hütte, vor jenen fünfzig Jahren auf dem Berge drüben stand, verirrt im Walde, und ich ihm aus der Wildniß den Ausweg zeigte. Und seit jener Zeit ist mir nicht die Ehre eines so hohen Besuches widerfahren, wie heute durch Euch, Herr Ritter, denn wer verirrt sich wohl gern in diese abgelegene, übelberichtete Thalschlucht. Nun, Euer Wohl, Herr Ritter, mit Verlaub! Euer Wohl, Herr Ritter!“ Er that dem Gaste einen herzigen Zutrunf und ließ den Becher kreisen, während auch die Hausfrau hinzugekommen und bat, es möge der liebe Herr sich's nun recht wohl sein lassen. Und in der That, eine so freundliche Bewirthung kam unserm Ritter auch sehr zu Statzen. Bald wurde man so vertraut mit einander, daß Hugo auf die dringende Bitte des jungen Waldheim beschloß, noch einen Tag hier zu verweilen, weil er doch nicht hoffen konnte, sein Gefolge, wenn er auch jetzt zurückkehrte, noch an der alten Lagerstätte anzutreffen, da er sie im Falle einer Verspätung nach dem nächsten Flecken beschieden hatte. Und da Max, wie wir den jungen Jägermann zu nennen haben, ihm versprach, ihn zu geleiten, gab er um so eher dessen Bitten nach, die überdies von der gutmüthigen Alten mit der geläufigsten Zunge unterstützt wurden. Der alte Waldheim hatte unterdeß Sorge für des Ritters Kopf genommen und war, wie es schien, mit besonderer Vorliebe um das gute Thier beschäftigt. Darauf schlug Max eine kleine Lustfahrt auf dem Flusse vor, woein Hugo gern einwilligte. Man band den Kahn vom Ufer ab und begann die Fahrt auf den schaukelnden Bogen.

Hier hatten beide Freunde Muße genug, sich ihre Lebensschicksale mitzuthellen, und nun konnte Max nicht umhin, seiner Nina zu gedenken. Der Ritter erfuhr, daß es ein Edelfräulein gewesen, deren Vater sich vor bösen Feinden aus fernem

Gegenden hierher geflüchtet und in ihrem Jagdhäuschen Schutz gesucht habe. Hier sei er mit Nina vertraut und von ihr mit der beglückendsten innigsten Liebe beschenkt worden. Von ihrer Schönheit, Anmuth und Seelengüte wußte er nicht genug zu erzählen, dem Himmel mehr als dieser Erde habe sie angehört. Nach ihrer fast täglichen Gewohnheit sei sie eines Mittags auch in den Tannwald gegangen, um sich in seinem Schatten vor den Strahlen der Sonne zu bergen und, wie man auch nachgesucht, nie mehr zurück aus ihm gekommen. „Nur zu gewiß ist's,“ setzte er unter Thränen hinzu, „daß der holde Engel drüben im Walde von wilden Thieren überfallen worden.“

„Also keine Spur habt Ihr auffinden können?“ fragte Hugo.

„Keine, trotz meines Spähens und Herumirrens bei Tag und Nacht!“ entgegnete Jener.

„Auch das Schloß Eures saubern Nachbarn, jenes Zauberers drüben, mein' ich, hat Euch keine Spur von ihr gezeigt?“ fragte der Ritter mit bedeutungsvollem Tone weiter.

„Nein!“ erwiederte der Waidmann. „Wie sollt' ich eindringen können in die festen Mauern jenes Zauber Schlosses, zu welchem überdies alle Wege abgesperrt und noch von keinem Menschen glücklich betreten worden sind.“

Während sie so sprachen, siehe! da sahen sie sich mit einem Male von einer Menge schimmernder Fische umgeben, die um den Rachen sich herumdrängten und aus dem Wasser zu ihnen emporschnellten. Da gab es rothe, blaue und buntgesprenkelte, ein wahrhaft wundervoller Anblick. Drei derselben, die wohl für die schönsten zu halten waren, sprangen in den Kahn, gerade auf Max zu, und als dieser ob dieses wundersamen Besuches staunte, thaten sie ihre sonst stummen Mäulchen auf und riefen zierlich:

Staune nicht nach dem Wunderding,

Wo wir Fischlein wandeln.

Nimm den Brief und diesen Ring

Und beginn zu handeln!

Der wunderbare Sprecher, der für alle Fische das Wort geführt hatte, sprang damit wieder zum Kahne hinaus, die beiden andern aber spieen aus ihren Mäulern einen Brief und einen Ring zu den Füßen des Jünglings aus. Zitternd er-

brach dieser das Brieflein und las folgende eilfertig geschriebene Zeilen:

Komm schnell, mein Max, und befreie mich aus der Gewalt des bösen Zauberers.
Ewig Deine

Mina.

Ihm entfiel der Brief. Unbeweglich stand er da. Dann brach er in die heftigste Leidenschaftlichkeit aus. Bald fiel er dem Ritter in den Arm vor Freude, bald weinte er wieder und wußte nicht, ob er sich freuen dürfe. Endlich kam er zu sich und rief begeistert: „Und stellen sich mir alle Teufel in den Weg, ich hole sie mir! Ich will hineindringen in seine verzauberte Bese, will meine Mina gewinnen — oder sterben.“

„Max, theurer Freund!“ rief Hugo aus, „so erst gefällst Du mir! Wie freue ich mich, nun auch Dir beistehen zu können. Wie dürstet mich nach Thaten! denn auch ich habe meine Ehre mit dem Blute jenes vermaledeiten Hexenmeisters dort auszulösen, wie Du Deine Liebe zu rächen.“

„O so kommt schnell, edler Freund!“ entgegnete ungestüm Max. „Rettet meine Mina! jede Minute tödtet mich!“

Somit sprangen sie Beide aus dem Kahne und eilten mit besflügelten Schritten zur Hütte zurück. Der Ritter erzählte den Vorfall mit kurzen Worten, während sich der junge Jäger zu dem bevorstehenden Strauße rüstete. Bald erschien er. Zu Lanze und Schwert hatte er als getreuer Waidmann noch Bogen und Pfeile hinzugehan. Die Mutter jammerte. Der Ritter sprach ihr Muth zu, wenn gleich vergebens. Die Pferde wurden vorgeführt. Beide Freunde schwangen sich auf, und plötzlich waren Rosse und Reiter verschwunden. Der Alte schüttelte bedenklich den Kopf, die Mutter hing weinend an seinem Halse.

5.

Während aber die Ritter immerdar waldeinwärts sprengten, war vor dem Walde des Grafen Gefolge längst in Unruhe gerathen. Die Reifigen waren aufgebrochen, den Wald zu durchsuchen, und nur der fromme Pater sah sich allein, da er mit diesen lustigen Gefellen nicht mit fort-

traben konnte, denn der gottselige Wilibald, so war sein Name, hatte aus größerer Demuth statt des stolzen Rosses sich einen frommen Esel ersehen, der den Mann Gottes zwar sicher, wie es seine Corpulenz nothwendig machte, aber auch langsam zum Ziele brachte. Dies sollte heut Wilibald auf eine recht unangenehme Weise erfahren, denn so wie jene der Muth, so bewegte ihn die Furcht, den flüchtigen Reifigen nachzukommen. Er drängte und trieb seinen Esel an, der Schritt vor Schritt seines Weges zog, unsehnsuchtsvoll nach seinen muntern Halbbrüdern; es war kein schneller Gang in seine faulen Beine zu peitschen, so sehr sich auch sein ehrwürdiger Herr bei diesem Schneckenritte abmüdete, daß ihm die Schweißtropfen fingerdick auf der Stirn standen. Noch mehrere vergoß er aus Angst, als er sich plötzlich mitten im finstern Tannenwalde sah, wo er jede Spur der vorausgeeilten Knechte verlor. Er wäre gern wieder umgekehrt, wenn nur der Esel dazu zu bewegen gewesen. In dieser Noth sah er sich nach allen Seiten schüchtern um. — Hilf Himmel! was erblickte er da! Alle Bäume fingen an in einem Kreise ihn und seinen Esel zu umtanzen, ja! zwei alte verwachsene Tannen waren sogar so unverschämt, den frommen Wilibald in ihre Mitte zu nehmen. Dies war seinem sonst so geduldigen Thiere doch zu toll, es ging durch und ließ mit einem den Wald durchdringenden I-a, I-a! den wohlbeleibten, am ganzen Leibe zitternden Pater rücklings abfallen, so daß dieser in der unsanftesten Situation, die seine feisten Schenkel je ertragen, zur Erde stürzte. Da rückten die Tannenstämme noch dichter zusammen und klammerten seinen gemarterten Leib so fest, daß er regungs- und bewußtlos liegen blieb.

Nicht so lustig aber sah es mit unsern beiden Abenteurern aus. Schweigend und in sich gefehrt ritten sie hinter einander, da das dichte Gebüsch des Waldes sie verhinderte, auf eine andere Art vorüberzueilen. Als sie aber aus dem Walde herausstraten, breitete sich vor ihnen das bezauberndste Thal aus, ein von schön gruppirten und hochbelaubten Thalwänden eingefasstes Amphitheater, welches in der Ferne von einer waldigen Burg begrenzt ward. Ein linder Westwind fächelte ihnen die gewürzreichsten Düste der blü-

henden Bäume und duftigsten Stauden und Blumen von drüben entgegen, und nur eine Brücke trennte sie von diesem scheinbaren Eden. Aber Welch' ein Uebergang! Ueber den breiten Strom, der auch in dieses Thal sich hineingedrängt hatte, führte eine Brücke von drei farbigen Bändern, die zusammengenommen etwa einen Fuß breit sein mochten. Diese rothgrünblauen Bänder ruheten an dem diesseitigen Ufer auf einem Rosenbusche, an dem jenseitigen auf einem Myrtenbaume, in welchem Tauben sich schnäbelten, und in der Mitte des Flusses waren sie von den braunen Armen eines Citronenbaumes unterstützt, zwischen dessen goldenen Aepfeln Epheublätter sich hindurchwanden, in der That! eine Bänderbrücke, die eher dazu gemacht schien, leichte Elfen hinübertanzen zu lassen, als zwei solche biederbe Ritter, wie die unsrigen, mit Roß und Waffen auf sich zu nehmen. Die Abenteurer standen ganz verduzt da. Zuerst nahm sie der komische Anblick ein, als sie aber die Nothwendigkeit einsahen, über diese Wunderbrücke zu setzen, wenn sie ihren Zug nicht aufgeben wollten, blickten sie einander bedeutend an und hätten wer weiß wie viel darum gegeben, wenn sie statt der schönen Feenbrücke einen schlechten Steg oder einen Fischernachen gefunden.

„Wie?“ rief Hugo aus, „wir sollten die Fahrt aufgeben? Nein, Max, laß uns den Uebergang versuchen, und wär's auch über eine Bänderbrücke! Auf, Freund! wer wagt, gewinnt!“

„Den Hals brechen!“ fiel ihm Max ein. „Wie läßt sich nur die Möglichkeit denken, hinüber zu kommen! Nicht einmal mein Schwert vermag dieser Bau zu tragen.“

Er nahm sein Schwert und legte es über die Bänder hin, aber was er nicht geglaubt, das geschah: das Brückchen wich und wankte nicht.

„Nun, Du Kleingläubiger!“ frohlockte Hugo, „wirßt Du nun den Gang mit mir wagen? Ja, ich müßte sehr irren, wenn ich nicht vermuthen sollte, daß eine galante Fee uns in aller Schnelle ein so wunderbares Brücklein durch die Luft geschlagen, um uns zu sich zu bekommen.“

Und somit bestieg er die leichtgebaute Brücke und Max folgte. Er wankte, allein Hugo reichte ihm den Arm und leitete ihn sicher hinüber. Mit jedem Schritte wurde des Grüns in den Bändern

immer mehr und das Roth immer feuriger, was sie nicht wenig Wunder nahm. Sie schwebten um so muthiger über den schönen Geisterbau hin und hatten bald das jenseitige Ufer erreicht. Erst hier gewahrten sie, daß sie ihre Rosse zurückgelassen. Indes beschlossen sie, dieselben ihrem Schicksale zu übergeben, da man die lustige Irrfahrt nicht noch einmal wiederholen wollte.

Der Drang nach Thaten riß den Ritter unaufhaltsam fort und Liebe spornte den armen Max zu gleicher Hast an. Das Schwert in der Rechten, die Lanze unter dem Arme, eilten sie schnellen Laufs die smaragdne Au hinan, die sich, immer mehr erhöhend, gleichsam in einen buntgestickten Blumenteppeich verlor, von den Silberstreifen sanft hinrieselnder Wiesenbäche durchschlängelt, ein bezaubernder Anblick, der noch durch die Aussicht auf die ferne stattliche Burg erhöht ward, welche den Hintergrund dieser Landschaft bildete. Je näher sie derselben kamen, desto herrlicher wurde der Weg, und es lag nun am Tage, jene Burg war Othoardo's Zauberschloß. Vögel, wunderbar colorirt, wiegten sich auf den silbernen Zweigen kostbarer Fruchtbaume und drängten sich neugierig um die fecken Fremdlinge, gleichsam als wollten sie unsern Helden den Eingang in dieses stille Thal verwehren. Aber nichtsdestoweniger setzten die Ritter den Weg muthvoll fort, bis sie das Schloß erreichten, welches von ferne wie in einem Feuer zu stehen schien. Als sie hinzutraten, sahen sie den Grund dieser räthselhaften Erscheinung.

6.

Dieses Zauberschloß Othoardo's war ein lossales, vieltuppeliges Gebäude, von dickem, festem Glase erbaut, das sich in dem Glanze der Mittagssonne so feurig spiegelte. Hinter den durchsichtigen Wänden waren rothseidene Gardinen gezogen, um einem neugierigen Auge die Geheimnisse des Innern zu entziehen. Die Ritter standen still vor dem Prachtgebäude, voll Erwartung der Wunderdinge, die noch kommen sollten. Noch sahen sie keine Thüre an den Glaswänden, aber als sie umbogen und an der Seite des Gebäudes

einen Eingang gewahrten, welche erfreuliche Aussicht eröffnete sich ihnen!

Zwei ungeheurere Drachen hatten sich zu beiden Seiten des Thores hingepflanzt, mit weit aufgähnenden, dampfausathmenden Rachen, eine lebendige Pforte des Todes. Und in dieser verhängnißvollen Lage blieben die Unthiere mit einer dummseligen Amtsmiene liegen, wie kaum die bengelhaftesten Thürsteher je in den Vorsälen eines Fürsten sich aufpflanzen können. Die beiden Ritter standen wie versteinert da. Dann aber legten sie, unter gegenseitigem Zuwinken, die Lanzen ein und rannten im Sturmschritte jeder auf einen Drachen los, vermeinend, die Thiere würden sich aufbäumen und zum Streite sich rüsten. Allein nichts weniger denn dies, vielmehr blieben die Scheufale in ihrer alten Lage ruhig liegen, die Lanzenstöße ihrer Gegner waren fruchtlos von den ehernen Schuppen ihres Leibes abgeprallt.

„Tod und Teufel!“ schrie Hugo, „wir sollten unsere Kräfte hier an diesen Zauberdrachen brechen? — Laßt uns einen andern Eingang zur Burg ausfindig machen!“

„Nicht so,“ versetzte Mar, „seid versichert, daß der böse Zauberer die andern Zugänge eben so verwahrt haben werde. Wir müssen auf Mittel denken, hier durchzubrechen.“

Mit diesen Worten stürmte er aufs Neue mit Graf Hugo auf die Ungeheuer an, und Beide waren so geschickt, ihre Lanzen in den Schlund der Drachen also zu bohren, daß sogleich die Zunge fest an den Gaumen geheftet ward. Diese brachen in ein lautes Geheul aus und verhielten in ihren Schmerzen sogar die verderbenbringenden Feuerflammen. Triumphirend eilten die Sieger über die lebendige Brücke hinweg und standen nun unmittelbar vor dem Thorwege. Aber weder Schloß noch Miegel, weder Tuge noch Angel zeigten da, wie hinein zu kommen. Ein neues Hinderniß. Nur ein kleiner Ring hing oben an der Thüre. Diesen ergriff Mar und zog an ihm, und mit einem Male sprang der gewaltige Thorflügel krachend nach innen auf und gewährte den Eintritt. Voller Freude drängten die Ritter sich durch. Sie standen im Innern des Hofraumes. Allein kaum waren sie eingetreten, so fiel die Flügelthüre hinter ihnen zu, und Beide sahen sich also in der

Zauberburg eingeschlossen, worin sie Alles aufbieten mußten, um Alles zu gewinnen.

„Sieh, wie wunderbar,“ flüsterte Hugo dem Freunde zu, denn der ganze Hofraum war mit Silbersand ausgestreut, worin wunderbare Schrift und allerlei Figuren und alchemistische Zeichen eingegraben. Die Glaswände, die hier ohne Vorhänge waren, zeigten die Einsicht in unzählige Zimmer, aus deren Wandspiegeln den Vordringenden eine bunte Menge räthselhafter Gegenstände entgegenleuchtete, seltsame Maschinerien und Instrumente zauberischer Künste, aber auch allerlei fremdartiges Gethier und ein Haufe von Trabanten in den allerkomischsten Anzügen. Und Alles blieb unbeweglich und schien in Zauberei besangen oder in einen magnetischen Schlaf-versallen zu sein. Von dem Zauberer selbst war keine Spur vorhanden. Rings um den Schloßhof lief ein Säulengang, dessen silbernes Dach auf marmornen Säulen ruhte, an denen Rüstungen und Waffen aller Art hingen. Doch sie eilten die alabasterne Wendeltreppe hinan, unbekümmert um all die Herrlichkeiten, die sich ihnen ringsum darbieten.

Auf der Mitte der Treppe stießen sie auf ein schwarzes Huhn, das erste Wesen, das sie antrafen. Die Henne erhob ein kreischendes Geschrei und breitete die Flügel aus, als ob sie den Männern sich entgegenstellen wollte. Dann erhob sie ihr Gefieder und begann die Treppe hinan zu fliegen. „Wohin so eilig, Frau Kragepsot?“ rief ihr Hugo scherzweise nach, der rüstige Jäger aber riß schnell seinen Bogen von der Schulter und durchbohrte den Vogel, daß er todt herunterfiel.

Aber mit dem Geschrei der Henne war auch das ganze Schloß in Bewegung. Waffen klirreten, Stimmen erschallten. Die Ritter eilten die Treppe hinauf und betraten einen großen glänzenden Saal. Bei ihrem Eintritte verlängerte sich dieser Saal ins Unendliche und aus seinem Hintergrunde brachen Schaaren Bewaffneter vor, an ihrer Spitze ein grüner Zwerg. Es begann ein blutiger Kampf, Schild an Schild, Schwert auf Schwert, doch mit jedem Streiche, den Hugo that, fiel der Burgbewohner einer, und jeder Pfeil von Waldheim's Bogen durchbohrte eine ganze Reihe von Herzen. Dennoch zogen die Ritter sich zu-

rück, Rücken an Rücken, in ein Nebengemach, da die Gegner Anstand nahmen, sie einzuschließen. Hier vertheidigten sie standhaft den Eingang und waren so im Vortheile. Der grüne Zwerg langte von der Wand einen diamantnen Speer herunter, auf dessen Spitze der Tod saß, und rannte damit geradezu auf Hugo los. Aber dieser wich aus und der Zwerg schoß zur Erde nieder. Die Ritter schlugen, dies benutzend, vor dem Andrang der Reissigen die Thüre zu, warfen sich über den entwaffneten Kobold und nahmen ihn fest.

7.

Im Grunde war's dem gefangnen Zwerge gar nicht so unlieb, in die Hände der Ritter gefallen zu sein, denn er begann unter freudigem Nicken und Lachen: „Zuverlässig habe ich von Eurer Großmuth, ehrenwerthe Herren, mehr zu hoffen, als von der fortwährenden Mißhandlung meines Gebieters, des Zauberers. Ich bestand nur diesen Kampf mit Euch aus Furcht vor dessen Strafe; nun Ihr mich aber überwältigt habt, bin ich meiner Verpflichtung quitt und ledig, und ich hoffe, daß Ihr zu unserer Aller Erlösung gekommen sein werdet, denn ich stehe mit vielen Andern, denen ein noch schrecklicheres Loos zu Theil ward, unter der grausamen Gewalt Dthoardo's, und keiner von uns focht anders gegen Euch als durch Zauberei gezwungen. Ihr kommt zur glücklichen Stunde, er ist weit ab von uns, und vielleicht, daß Ihr ihn bezwingt. Mit Rath und That will ich Euch beistehen. Doch müßet Ihr schleunigst auf seine Ankunft gefaßt sein, und wehe Euch! seid Ihr nicht vermögend, ihn zu bestegen. Vielleicht daß Euch bereits jene sieben schwarzen Hühner, die als seine getreuesten Diener dort auf dem Berge die Hochwacht halten, bemerkt haben: in einem Augenblicke hat er durch sie von Eurer Ankunft Kunde erhalten.“

Diese Worte des Zwerges waren jedenfalls höchst wichtig für unsere Ritter, aber Max hätte lieber etwas von seiner Nina gehört, und er war eben daran, sich seine bangen Zweifel darüber lösen zu lassen, als der Kleine zuvörderst die Thüre öffnete, um die noch immer anstürmenden Burg-

bewohner zu beschwichtigen. Alle standen jedoch sofort still, in der tiefsten Ehrerbietung, als sie den Zwerg in so freundlichem Verkehr mit den beiden Fremden sahen, und bald herrschte im ganzen Schlosse ein lauter Jubel, denn Alle hofften, eben so freudig wie der grüne Zwerg, auf Erlösung.

Auf des Jägers dringendes Ansuchen versprach er ihnen zunächst, sie zu Nina zu führen, die in der Gesellschaft einer Fee sei, beide vom Zauberer eingefangen, weil sie diesem nicht ihre Gegenliebe schenkten. Doch nur sehen, nicht aber sprechen könnten sie diese Damen, bis erst die Zaubereien des Alten gänzlich vernichtet worden.

Auf dem Wege dahin kamen sie zuvörderst in des Zauberers magische Kammer, die zu betreten Jedem verboten war. Ringsum standen Tische in verschobenen Triangeln und Kreisen. Der marmorne Fußboden war mit Signaturen beschrieben, die Wände mit schwarzem Sammet ausge schlagen und an langen goldenen Stäben krochen Schlangen hinan. Auf einem der Tische lag das Punktirbuch des Alten aufgeschlagen, woraus er sein Schicksal mit der Stellung der Gestirne verglich. An der Decke aber durchkreuzten sich Glockenschnüre nach allen Richtungen, die er anzog, um seine dienstbaren Geister herbeizurufen. Nur eine Glocke war ihm zu ziehen nicht vergönnt. Es war dies ein Geheimniß, welches Dthoardo selbst trotz seines Punktirbüchleins nicht ergründen konnte.

Doch sie eilten einem schönern Anblicke entgegen. Der Zwerg führte sie in ein überaus prächtiges Zimmer. Gold- und Silbertapeten schmückten die Wände, türkische Teppiche den Fußboden, und im Hintergrunde saßen zwei weibliche Gestalten, schön wie die Morgenröthe, wenn sie, hinter Bergen hervorgebrochen, Aller Augen an sich zieht.

Max erkannte seine Nina. In Entzückung eilte er auf sie zu. Sein Jubelruf: „Meine Nina, ich habe Dich wieder!“ weckte beide Jungfrauen aus ihrer stillen Träumerei auf, und ihr erster Schreck wandelte sich, bei Nina wenigstens, in die froheste Bestürzung um, als sie ihren Geliebten so nahe sah. Sie wollte seinen offenen Armen entgegenfliegen, aber ein Goldnetz, das sich neidisch zwischen sie und den Ritter drängte, trennte sie

Beide. Mar war untröstlich ob dieses bösen Mißgeschickes, aber der Zwerg lächelte dazu und sprach ihm Trost zu, versichernd, all diese Zauberei hier werde sich von selbst zum Besten gestalten, nur Geduld und Vertrauen sei nöthig.

Aber auch Hugo mußte sich eingestehen, daß das Gemälde, welches sich ihm hier darstellte, nicht geeignet war, Auge wie Herz in Ruhe zu lassen, denn ihm wollte es bedünken, als habe er ein schöneres weibliches Wesen noch nie erblickt, als sich in Nina's Gesellschafterin sich ihm darbot. Ein langes, schneeweißes Gewand, unter dem Busen mit einem goldenen Gürtel umfaßt, floß leicht in wallenden Falten zu ihren Füßen herab, ein Kranz von Rosen wand sich um ihre hellen Locken, wovon ein Theil in kunstloser Anmuth um ihren Nacken schwebte, ihr rechter Arm, der an Weiße mit Cararas Marmor wetteiferte, umfaßte eine Laute von Elfenbein. Die mädchenhafte Scheu, die die Röthe ihrer rothigen Wangen noch dunkler färbte, der Anstand, mit dem sie sich aufrichtete und ihr großes blaues Auge auf ihn wandte, — dies Alles bezauberte den Ritter und machte ihn sonderbar verlegen, so daß er seinen Blick seitwärts wenden mußte, so gern er auch wieder zu ihr aufblickte.

Diesem Allen machte der Zwerg ein Ende durch die Ermahnung, daß man jetzt noch mehr zu bedenken habe, wenn man sich eines guten Erfolges versichern wolle. Und nachdem die Frauen, besonders die junge Fee Brenda, mit dem liebevollsten Munde den Rittern für ihr Ankommen gedankt und um völlige Befreiung sie angefleht hatten, schworen diese bei Allem, was ihnen theuer sei, nicht eher zu ruhen, bis sie die schönen Gefangenen befreiet sähen.

Der Zwerg führte die Ritter in die Rüstkammer, ihnen passendere Waffen anzulegen. Auf dem Wege dahin mußte man über den Hof. Da vernahmen sie ein Rauschen über sich, und als sie aufblickten, sahen sie sieben schwarze Hühner, von einem stolzen Hahne angeführt, sich auf das Dach des Palastes niederlassen. Als der schwarze Hahn der Fremden ansichtig ward, erhob er ein gellendes Gefrächz und schwang sich mit seinen Weibern in die Höhe.

„Machet Euch zum Kampfe bereit!“ schrie der

Zwerg den Rittern zu. „Empfanget Ihr, Graf Strahlau, diesen diamantenen Speer, Ihr aber, junger Waidmann, den goldenen Schild und dieses Schwert, dessen Stahl, in Bocksblut getaucht, zu schweren Streiten gehärtet worden. Seid gewärtig des Angriffs!“

8.

Da verkündigte ein fernes Brausen und Rollen die Ankunft Othoardo's. Die Dienerschaft entfloß unentschlossen hierhin und dorthin, die Rache ihres mächtigen Gebieters fürchtend, nur der Zwerg hielt bei den Rittern aus. Da ward das Brausen zur Windsbraut, die Wetterfahnen schrilten, das Schloß erdröhnte. Der Zauberer hielt seinen Schreckenseinzug. Voran flogen die schwarzen Hühner, laut krähen, ihnen nach folgte auf einem Wagen, von wuthschraubenden Bären gezogen, Othoardo, schrecklich anzusehen. Seine Augen rollten fürchterlich und sein erster Blick der Vernichtung traf den Zwerg. Dann aber brüllte er, zitternd vor Wuth, also die Ritter an: „Heda, Ihr Unverschämten! Ihr konntet es wagen, den Ort zu betreten, den noch keines Fremden Fuß je ungestraft aufgesucht hat? Wisset, ich erhebe meinen Arm und ein Schlag zerschmettert ganze Schaaren Eures Zwerggelieters!“

Diese Schmährede reizte den Ingrimme Hugo's. „Herunter, Prahler!“ rief er, „stelle Dich uns zum rechtlichen Kampfe! Wir sind nicht gewohnt, mit Worten zu spielen, das Schwert entscheide! Gib heraus, was Du verborgen hältst, denn wir sind Ritter und Beschützer der Unschuld, wo nicht, so wollen wir Dich sammt Deinen teuflischen Künsten vertilgen zu ewigen Zeiten. Mit uns geht Gott, Du aber streite immerhin mit allen Teufeln!“

Mit einem Hohngelächter, das die Burg erschütterte, sprang Othoardo, seines Sieges gewiß, vom Wagen und stürzte auf die Ritter. Diese empfingen ihn mit der bewährten Tapferkeit, allein weder Speer noch Schwert vermochten etwas auf dem verzauberten Harnische des Gegners, ja ein Gewaltstreich desselben, auf Hugo geführt, hätte diesen gewiß darniedergeschmettert, wenn ihn nicht der

goldene Schild seines Freundes aufgefangen, und da nun Othoardo seine ganze Macht auf diesen Schildträger warf, so gewann Hugo Zeit, einen Kraftstoß auf den gemeinschaftlichen Feind zu führen, und stieß ihm in einem günstigen Augenblicke die diamantene Lanze dermaßen in den Nacken, daß die Helmhaube weit in den Saal niederrollte. Othoardo, für seinen kahlen Schädel besorgt, zog sich zurück, Mar aber, unser rüstiger Jäger, schickte ihm einen Pfeil aus seinem Köcher nach und traf ihn mitten in das Auge, daß es zu ewigem Dunkel sich zusammenzog. Mit fürchterlichem Gebrüll fuhr der Verwundete nach den Klingeln hin, die wir schon oben in seiner magischen Kammer gesehen, um seine Geisterwelt gegen die siegreichen Ritter zu Hülfe zu nehmen, aber ach! er ergriff in der Hige der Wuth und Bedrängniß jene verhängnißvolle Glocke, welche zu ziehn ihm verboten war. Kaum hatte er die tönende Schelle in Bewegung gesetzt, so trat eine undurchdringliche Finsterniß ein, und draußen stürmte es, als würde die Burg von zehntausend Donnerkeilen zerschmettert. Der Zauberer stand wie vernichtet, denn er sah mit Grausen dem Ende seiner Herrschaft entgegen; die Ritter nicht minder, denn sie wußten die plötzliche Veränderung nicht zu deuten; der Zwerg nur war fröhlich und rief den Rittern Sieg zu, denn er wußte um das Geheimniß der Glocke.

Ein liebliches Morgenroth zog über den Hofraum hinein in den Kampssaal. In ihm schwamm ein goldener Wagen, von Tauben gezogen, durch die Luft, und eine weibliche Gestalt, an Majestät einer Göttin zu vergleichen, saß darin. Der erschrockene Zauberer versuchte das letzte Mittel zur Flucht, er verwandelte sich in einen Adler. Aber die Ritter fielen sogleich über ihn her und drückten seine schon erhobenen Flügel zu Boden. Dann fesselten sie ihn mit Ketten, die der geschäftige Zwerg herbeigebracht, und banden ihn an einem Pfeiler der Halle fest.

Unterdeß war die Fee in den Palast getreten und von den Burgbewohnern mit Jubelgeschrei begrüßt worden. Die Ritter gingen der Dame ehrerbietig entgegen, sich tief vor ihr verneigend, und diese begann mit liebevollem Blicke:

„Ich bin die Fee Waldburga. Dieses Schloß

ist mein Eigenthum, aber die Zauberei des bösen Othoardo entriß es mir sammt meiner Tochter, die zu umarmen ich jetzt eile. Nichts blieb mir als die trostreiche Hoffnung, daß ich das Verlorene durch den Beistand zweier edeln Ritter wieder erlangen würde. Kein Zufall konnte mir edlere Retter zusenden als Euch. Ich wußte eure Ankunft voraus, darum trat ich Dir, Hugo, in der Gestalt des alten Mütterchen entgegen am Eingange des Waldes und drang Dir das Kreuzchen auf, das Dir als Talisman gedient hat. Doch war's mir nicht vergönnt, Dir andern Beistand zu leisten. Aus aller Gefahr hat Euch die Glocke gerissen, die Othoardo unvorsichtiger Weise läutete und dadurch mich und sein Verhängniß herbeizog, denn es war bestimmt, daß ich dann nur wiederkehren und zu dem Meinen kommen würde, wenn der Zauberer selbst einmal an dieser Glocke zöge. Doch nun habe seine Herrschaft ein Ende! Mag er in dem finstern Schooße dieser Berge unter der Verwandlung, die er sich selbst gewählt, sein elendes Dasein fristen und mir der Hüter werden meiner unterirdischen Schätze. Du aber, Zwerg, der Du von früher her schon mein treuester Diener gewesen und auch jetzt so wackern Beistand meinen Befreiern erwiesen hast, Du sollst von nun an die Aussicht führen über die mir treu gebliebene Dienerschaft und mein Burgvogt werden. Doch daß vom bösen Zauberer keine Spur verbleibe, so verschwinde dies böse Zauberschloß mit all seinen Gaukeleien und Unholden, die hier hauseten.“

Sie schwang einen Lilienstab durch die Luft, und augenblicklich verschwand unter einem Donnerschlage der gläserne Palast, an dessen Stelle ein Marmorschloß dastand, mit goldener Kuppel und Strebepfeilern aus rothem Carneol. Um die Säulenhallen aber, die vorhin von kriegerischen Waffen blitzten, wanden sich in den anmuthigsten Gruppierungen die düstigen Blumenguirlanden in den buntesten Farben, deren würziges Aroma das ganze Schloß erfüllte.

9.

Nur Eins fehlte noch der glücklichen Waldburga — ihre Tochter. Man machte sich auf

den Weg in ihre Zimmer, der Zwerg voran, datraten ihnen die beiden Jungfrauen schon entgegen, dem jungen Tage zu vergleichen, wenn er plötzlich hinter Tannenwäldern hervortritt. Wer vermag das Entzücken der Mutter, wer der Tochter Glück zu schildern? Und Mina, wie selig lag sie ihrem treuen Max im Arme!

Eigen, befangen, verworren, Träumenden gleich, stand das andere Paar da. Der Ritter sah und hörte nichts, was um ihn her vorging, er hatte nur ein Auge für Brenda, die in unvergleichlicher Anmuth und strahlender Schönheit, verschämt, den Blick zu Boden geschlagen, vor ihm stand, und nur mit Mühe die innere Regung ihres jugendlichen Herzens zu verbergen strebte. Waldburga sah es mit lächelndem Wohlgefallen, und kaum hatte sie das sympathetische Verhältniß beider Herzen durchschaut, so nahm sie auch ihre Tochter bei der Hand und führte sie zu Hugo:

„Herr Ritter,“ sprach sie, „ich gebe Euch mein theuerstes Kleinod. Seid glücklich mit ihr! Ihr seid ihrer würdig und sie könnte keinen ehrenwerthern Gatten erhalten, als Ihr seid.“

Hiermit legte sie die Hand der sich jungfräulich sträubenden Brenda in die Rechte des hochbeglückten Hugo.

Siehe, da erhob der winzige Zwerg sich und begann, zum Ritter gewandt, also zu sprechen: „Du hast das Ziel Deines Strebens erreicht, Ritter Hugo! Ein tiefer Sinn liegt in Allem, was Dir begegnet ist. Du beginnst einen Kampf der Tugend mit dem Bösen. Aber dazu bedurftest Du des Beistandes. Dieser ward Dir schon durch das Geschenk des unansehnlichen Kreuzes, welches in jener stürmischen Nacht Dich aus den Händen schlimmer Geister rettete. Die beste Legende in Gefahren aber ist die Freundschaft. Darum fandest Du Deinen Max. Aber das Schicksal mußte zuvor Guern Muth, Guern Vertrauen zu Gurer eigenen Kraft erproben, deshalb die Bänderbrücke. Ihre Farben sind das Symbol der Liebe, des Muthes und der Hoffnung. Ihr gingt über sie getrost hinweg, und mit jedem Gurer Schritte wuchs die Farbengluth der Bänder. Der alte Zauberer aber hatte sich hinter gläsernen Wänden, den sprechenden Zeugen des Argwohnes, verschauzt und mit den Drachen der Bosheit

und der Vorsicht zu sichern gesucht. Wie groß auch die Wachsamkeit seiner schwarzen Hühner war, seine Tücke erlag dem offenen Werke der Tugend. Die Glocke, die er wider sein Wollen zog, deutet auf das Verhängniß hin, dem der Böse nicht entrinnen kann und wenn er noch so vorsichtig dabei zu Werke gehet. Waldburga, meine hohe Gebieterin, lohnte Deine Thaten mit dem schönsten Kranze, der Edeln zu Theil werden kann, mit dem Kranze der Liebe. Wo aber Tugend, Freundschaft und Liebe Hand in Hand gehen, da lebt man im Paradiese hinieden. Darum, Herr Ritter, lebet glücklich, wie Ihr's verdienet.“

Er hielt inne, und tiefgerührt sagte Hugo nun ihm und der gütigen Fee Waldburga seines Herzens Dank. Als er darauf zufällig ins Thal hinabsah, das weitgeöffnet vor ihm lag, gewahrte er zu seinem Erstaunen der Maffe, welche die Ritter an der Bänderbrücke zurückgelassen, und seine Freude wuchs, als er im Hofraume plötzlich ein Jubelgeschrei vernahm und seine Reifigen erkannte, die ihren geliebten Herrn, den sie schon verloren gegeben, nun so plötzlich und so unverändert wieder fanden. Die wackern Degen waren in derselben Nacht, wo Hugo so bedrängt worden, ihrem Herrn nachgeeil't und in die Hände der ihnen überlegenen Burgmannen des Zauberers gerathen, die sie ins Zauberschloß geschleppt und eingesperrt gefangen gehalten hatten. Auch der ehrwürdige Vater Wilibald fand sich, noch zitternd vor Angst kroch er aus einem Hühnerstalle heraus, in welchen man ihn eingeschlossen. Sein Esel jedoch ließ sich nicht wiederfinden.

An Othoardo und seinem Gelichter ward denn das Urtheil der Fee streng ausgeführt. In seiner Adlergestalt ward er in die tiefste Schlucht eines Berges eingesenkt, wo er noch heutiges Tages manchem fleißigen Bergmanne als spukender Kobold begegnen soll. Doch seine Macht ist gebrochen. Der Berg aber heißt der Galgenberg, weil auf ihm auch die Genossen seiner Schandthaten aufgekümpft worden. Waldheim's Jägerhaus, worin er mit seiner Mina glücklich gelebt hat, führt noch bis heute den Namen Waldheim. Auf der Stätte, wo jener gefürchtete Wald stand, gründete Hugo von Strahlau ein nettes,

freundliches Städtchen, das er zum Andenken an die erlittenen Peinigungen, die er selbst und so mancher andere Wanderer darin erfahren, Peinigigt nannte, woraus denn unser Peinigigt entstanden. Sein Schloß aber, das er mit Brenda und der Fee Waldburga beherrschte und das die schönste der Burgen des lieblichen Muldenthales war, verwandelte sich später in das bergige Städtchen Waldenburg.

Die Gemäldegalerie zu Dresden.

Du heil'ger Saal, wie soll ich dich erfassen
In deinem Glanze, deiner Herrlichkeit?
Ich weiß vor Freudigkeit mich kaum zu lassen
Und schau in Andacht um mich, weit und breit
Drängt Himmlisches dem Auge sich entgegen
Und hebt das Herz zu stürmisch frohen Schlägen.

Ich hatte früh' als Knabe schon vernommen
Manch' liebes Wort von deiner Zauberpracht.
Man sagte mir, daß, wer zu dir gekommen
Erheitert sehe seiner Seele Nacht
Und daß an deinem wundervollen Wesen
Schon viele sei'n der Wanderer genesen:

Du zeigst uns das Land, wohin hienieden
Sich sehnt, wen je ein Ideal beseelt,
Das Heiligthum, wo Streit sich löst in Frieden
Und Schönes sich der Schönheit nur vermählt:
Du zeigst uns des Himmels Signaturen,
Die Form aus erster Hand, der Gottheit Spuren.

Nun seh' ich selber hier — und bin umgeben
Von Idealen, groß und hehr und rein;
Ich seh' der Meister Seelen mich umschweben,
So wundervoll verklärt im Heil'genschein,
Die mir von jenen Welten Kunde bringen
Wohin wir uns auf Andachtsflügeln schwingen.

Doch alles Schöne, je dem Geist entstammt,
Verdunkelt wird's von den Gestalten dort,

Die wie vom Gotteshauche selbst entflammt
Als goldne Sterne leuchten fort und fort:
Ihr Urbild ward hienieden nicht gesehen;
Die Andacht rief sie her aus Himmels Höhen:

Du Muttergottesbild, so zart entfloßen
Der Meisterhand des großen Raphael,
Und von des Himmels Klarheit rein umgossen,
Du zarte Unschuld sonder Fleck und Fehl,
Wohl zeigst du uns, aus Licht und Glanz gewoben:
Daß man die Kunst nur Heil'gem soll geloben.

Als in der Nacht dem Meister du erschienen,
Er dich sofort, vom Traume aufgewacht,
Das Herz erfüllt von deinen holden Mienen,
Mit frommem Pinsel in die Welt gebracht, —
Hat er nicht selbst vor deinen Engelblicken
Das Knie gebeugt im trunkenen Entzücken? —

Und dort die Nacht! von Hirten fromm gefeiert,
Von Mondeschein und Heil'genglanz erhellt, —
Wie strahlt sie mild! — des Knaben Licht entschleiert
Mir alle düstern Zweifel dieser Welt,
Und mehrt des Herzens gläubiges Vertrauen,
Läßt in der Nacht das Licht des Heils mich schauen.

Doch nur der Einfalt tagt der schöne Morgen.
Das deuten mir die frommen Hirten an.
Den größten Geistern bleibt das Licht verborgen,
Wosfern sie nicht in Demuth sich ihm nah'n
Und frommen Sinnes auf Erlösung hoffen:
Nur Kindern steht das Thor des Himmels offen.

Dort feiert Magdalene heil'ge Stille,
Ins Buch gewandt den reuevollen Blick,
Und dieses strahlt des Lichtes reiche Fülle
Ins andachttrunkne Antlitz ihr zurück,
Daß sie in ihm die Freudenbotschaft lese
Und alles Grams und aller Furcht genesen.

Und den Erlöser in der Dornenkrone
Erblick' ich auch; — welch' demuthschönes Haupt!
Wie zeigt die stumme Thräne, was zum Hohne
Die Menschheit sich für Frevelthat erlaubt.
Es weist uns Keni hier im Gottessohne:
Mehr als der Lorbeer sei die Dornenkrone.

Seh' wohl, o Saal! vom sel'gen Anschauen trunken,
Verlaß ich Deine zauberreiche Pracht.

Die Bilder, die ich sah, sie sprühen Funken
 Von Himmelslicht in meines Herzens Nacht,
 Und mag ich fort auch in die Ferne gehen,
 Sie bleiben klar vor meinem Auge stehen.

Mar von der Burg.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Weimar im März.

Es giebt Gedanken und Erscheinungen, die oft wie epidemisch an mehreren Orten zugleich auftauchen. Das gilt im Großen wie im Kleinen. Dieses Jahr hat, als gesellige Unterhaltung, das Märchen einen Umzug durch ganz Deutschland gehalten, ohne daß Einverständnis oder Nachahmungssucht der Grund ihres vielfachen Erscheinens gewesen wäre. In Berlin lernte es stehen, in München gehen, in Weimar aber zeigte es sich im vollen Reize physischer und geistiger Entwicklung und setzte alle Künste zu seinem Empfange in Bewegung.

Am 18. d. M. (März) wurde nämlich im großen Saale des großherzoglichen Schlosses, auf einer im Geiste des Shakespeare-Theaters erbauten Doppelbühne, das Musäus'sche Volksmärchen *Nichilde* von der Hofgesellschaft sehr eigenthümlich, ergötzlich und exact dargestellt. Dramatische Scenen und lebende Bilder, die bald auf dem obern, bald unterm Plane wechselnd erschienen, waren durch Recitationen des personificirten Märchens erklärend und ergänzend verbunden, und von Gesang oder Instrumentalmusik passend begleitet, so daß das Ganze voll Leben, Reiz und Abwechslung zur Anschauung kam.

Wenn man sich dem Genuße dieses geistreich gelungenen Spiels hingab, das fast alle Zweige der Kunst in Anspruch nahm, wenn man bedachte, daß die originale Wiederbelebung dieses auch von einem ehemaligen Bewohner Weimars gedichteten Werkes in allen seinen Theilen bloß durch die Talente und Kräfte der Gesellschaft bewerkstelligt worden, wenn man die Menge schöner und edler Frauengestalten, von den reichen phantastischen Kostümen gehoben, so anmuthig und geistreich wirken und schaffen sah, so fühlte man sich unwillkürlich in jene schöne Zeit versetzt, wo Weimar durch den Geist und die Grazie seiner Geselligkeit vor ganz Deutschland glänzte. Zwar wird Jeder, der Weimar besucht, wenn er auch nicht gerade zu einem solchen Feste kommt, dennoch bekennen müssen, daß ihn hier wirklich noch

immer der Geist jener großen Zeit wohlthuend umwehe. Nirgends ist die Masse der Bildung ausgebreiteter und in Betracht der Größe des Orts, intensiver und bedeutender, nirgends ist ein Hof liebenswürdiger und anerkennender bereit, jede Bedeutendheit in jeder Dichtung freundlich zu empfangen und es derselben bei sich behaglich zu machen. Aber bei einer solchen Gelegenheit der Regsamkeit und des freudigen Ineinandergreifens fühlt man erst recht die Kräfte und Elemente, deren Vorhandensein man wohl auch sonst nicht in Abrede stellte, und dieses Leben und Zusammenwirken ist es doch auch eigentlich allein, was einer Zeit, einem Orte ein Gepräge aufzudrücken vermag.

Nach der Vorstellung des Märchens verwandelte sich das Ganze in einen heitern Maskenball, da sich auch die Zuschauer in Costümen eingefunden hatten.

Die eigenthümliche Idee dieser in ihrer Art neuen Darstellung war vom Erbgroßherzoge ausgegangen, der mit seiner liebenswürdigen Gemahlin in Person alle Proben leitete, Alles angeben und arrangiren half und überall werththätig und fördernd eingriff. Einige Tage nach der Aufführung versammelte der geistreiche Prinz alle Herren und Damen, die an derselben mitgewirkt hatten, zu einem Diner, welches in dem Gewächshause des Lustschlosses *Belvedere* veranstaltet war, und so wurde diese gelungene Unterhaltung unter Palmen, *Cactus* und *Aloe* so heiter und phantastisch beschlossen, als sie es verdiente.

Muselfahrt.

Von Christern.

Pleissen-Athen ist das Mekka des Literaten, der da glaubt an den Koran der Weltliteratur und an die *Musenhuri's* des Paradieses der Poesie. Und käme er sonst, wie Kant, auch nie über das Weichbild seiner Vaterstadt hinaus, ein Mal wenigstens muß er in seinem Leben nach diesem modernen Mekka gepilgert sein und folgte darauf auch eine neue Flucht nach dem heimischen Medina. Und wie Leipzig des modernen Mekka so ist Hamburg mit dem Anhängel Helgoland die nebelreiche Thule für den Leipziger Muselman. Ich bin zum zweiten Male von der äußersten Thule nach dem modernen Mekka gezogen und ich will erzählen was ich erlebt auf dieser Fahrt oder Flucht, beladen mit Manuscripten und rothigen Hoffnungen. Ist das Leben nicht interessant, wo man es angreift? Oder hat der

Leipziger Literat ein größeres Recht, seine Fahrten nach jener Thule zu beschreiben, als der Hamburger Literat die seinige „von dort auf hier?“ Was ist neu oder bekannt? Was hat ein absolutes Recht, als eine terra incognita behandelt zu werden? Wie oft ist das Hamburger Baumhaus und der Hafen, die Elbe und ihr Mattrosenwesen, wie oft ist die nördlichste Weltstadt mit ihrem bewegten, buntfarbigen Leben, ja wie oft selbst schon die Fahrt nach Helgoland beschrieben worden! Es waren dem Leipziger Literaten neue Dinge und deshalb berichtete er, was er gehört und gesehen, aber diesseits der Elbe versandete das Interesse und je näher Leipzig desto dürftiger wurde die Erzählung, desto mehr schrumpfte die Beobachtung in einige unfruchtbare Notizen zusammen. Laube war so ziemlich der Erste und Einzige, der dieses Schweigen brach, der seine Winterreise durch die Lüneburgen gewissenhaft aufzeichnete, als er nach Hamburg zog, um seine Bernsteinhöhle aufzuführen zu sehen. Mich freute damals diese Emancipation von der Hamburger Baumhaus- und Hafensliteratur, mich amüsirten damals die flüchtigen Tageblätter und Postbemerkungen, obgleich ich das Klitz ebenso gut oder vielleicht noch besser wußte und gesehen hatte. Liegt uns oft nicht das Nächste so fern? Muß uns nicht meistens die Gegenwart, der offen daliegende Gegenstand vor die Augen gehalten und in's Bewußtsein gebracht werden, damit wir ihn sehen und begreifen, damit wir des augenblicklichsten Lebens inne werden? Ich will also meinen frommgläubigen Zug nach dem modernen Pleiße-Athen-Mekka beschreiben, vielleicht findet sich ein Organ des Tages, das die flüchtigen Tabletten typirt, das die schlechten handschriftlichen Fäße in gutes gedrucktes Deutsch, in saubere Lettern übersetzt.

Hamburg hat zwei Abfahrts- oder Landeplätze für die „Dampfer“, welche die reich bewimpelte und besetzte und von weißen Segeln umschimmerte Elbe befahren; den einen für die Dampfer, welche den Strom hinauf, den anderen, welche ihn heruntergehen; der eine dieser Landeplätze ist an der südöstlichen, der andere an der südwestlichen Ecke der Stadt. Von hier ab gehen die größeren Dampfer nach Hull, London, Amsterdam, Havre, von dort nach Magdeburg, Potsdam, Lauenburg, Boizenburg. — Das Dampfschiff Magdeburg liegt an der Fährbrücke bereit. Ein dichter Haufe von Gassenden drängt sich da herum. Die Reisenden eilen herbei mit Mänteln und Mantelsäcken, die Arbeiter und Hülfsträger drängen und stoßen sich durch mit Kisten und Koffern. Der Schornstein raucht, die Glocke wird geläutet, und schon zum dritten Male; es geht fort nach Magdeburg. — Allmählig verschwinden Holzlagen und Schiffswerfte, Häusermassen und Thürme in jenem grauen Nebel, der dem Bezirk von Hamburg eigenthümlich ist. Das deutsche London, die Nebelthule scheint in den Strom zu versinken. Die

Ufer sind und bleiben flach zu beiden Seiten. Das Auge findet wenig Weide, wenig Spielraum, um sich in romantische Fernsichten zu vertiefen. Bald kommt dazu noch der Dünenand inmitten des Flusses. Es sieht fast wie Blasphemie oder Charlatanerie aus, daß der Capitain immer auf seiner hohen Warte über dem einen der Räder stehen, daß er wie der Steuermann immer genau acht haben, daß er diesem beständig Winke und Zeichen geben muß. Die Fahrt kann ersichtlich nicht ohne genaueste Flußkenntniß vor sich gehen, wie abwärts so aufwärts. Ja, schon mancher junge Steuermann oder angehende Capitain, soll durch das Examen gefallen sein, weil er von der Elbfahrt nicht genau Rechenschaft zu geben wußte, weil seine Kunst und Kenntniß auf der Dünen des Flusses bedeutende Paravie erlitt. Es ist leichter, sagen die Kundigen, ein Schiff auf dem weiten, öden Meere, als auf diesem Strome mit den zusammenklappenden, zusammengedrängenden flachen Ufern zu führen und zu lenken.

Begeben wir uns in die Cajüte des „Courier's“ hinein, denn so heißt eigentlich unser Magdeburger Dampfschiff zur diesmaligen Extrafahrt. Die Cajüte ist in diesem „Courier“ die nobelste und eleganteste von allen, sie zeigt durchaus englisches Comfort und englische Solidität. Um die Illusion zu erhöhen, um uns völlig in das Innere der englischen Dampfschiffahrt zu versetzen, präsidiren auch Albert und Victoria in den Ecken des Salons, der an den Wänden herum passende Delgemälde, ein Fortepiano, eine Handbibliothek, bestehend aus Schiller's, Cooper's, Marryat's Werken, und dergleichen mehr enthält. Die Fahrt oder ganze Reise von Hamburg nach Leipzig zu Wasser und zu Lande ist jetzt durch die Vermittlung der Compagnie sehr billig zu bestreiten. Die Concurrenz und eine Vereinbarung mit dem Magdeburg-Leipziger Eisenbahnzuge hat das Nöthige gethan. Nimmt man sogleich in Hamburg einen völligen Passagierschein, so gewinnt man noch zwanzig Silbergroschen. Und doch erfordert die Fahrt stromaufwärts bedeutend Zeit und Mühe.

Ich hob schon das vollkommene englische Comfort in der Cajüte des Courier's; dazu gehört auch der helle Kamin in dem Cabinet, welches sich dem allgemeinen Salon, Versammlungs- oder Speisesaal anreihet. Der Engländer kann ja ohne Kamin nicht leben, er muß das Feuer, die glühende Kohle traulich und behaglich brennen sehen. Nur die Betten lassen in diesem sonst mit Recht rühmlich zu erwähnenden Passagierschiff zu wünschen übrig. Man kann der Compagnie nur anrathen, dafür etwas mehr zu thun, oder allenfalls auch die dafür bestimmten Preise zu ermäßigen. Zwanzig Silbergroschen für ein hartes, kaltes Seeegraslager in dem allgemeinen Schlaßsaal mit vierundzwanzig engen, schmalen, unerquicklichen Logen, und — vier Thaler für ein ähnliches Lager in einem Separatcabinet dürfte doch etwas zu hoch und ein solcher Preis

ohne Grund und Vortheil sein. Jetzt zieht die Gesellschaft es regelmäßig vor, nun ohne Umstände auf den Sopha's zu campiren. Wer sich früh genug in Besitz der weichen Sopha's oder Ottomanen neben dem Kamin setzt, ist dann am besten daran, und willig inconstant reicht der Kellner aus der Bierthaler-Koje den Pfühl, vielleicht auch die Decke, während dann die ganze Nacht die Kohlenflamme lodert.

Die Reisegesellschaft ist diesmal nicht zahlreich: Ein jüdischer Pferdehändler aus Berlin, der wahrscheinlich zum ersten Male in seinem Leben in London war und deshalb recht charakteristisch unaufhörlich von Englands Vorzügen und Eigenthümlichkeiten spricht, hat sich, um die Früchte seiner Reise durch Entnationalisirung zu zeigen, in einen Lord metamorphosirt; zwei Französinnen, von Straßburg kommend und nach St. Petersburg gehend, bezeugen abermals das pikante Interesse, welches der weibliche Theil dieses Volkes selbst in den weniger hübschen Exemplaren allezeit gewährt und einige Handlungsreisende, die in verschiedenen Artikeln, Cigarren, Manufacturen etc. machen und leider auf keiner Post, in keinem Dampfschiff und Dampfswagen fehlen, mit denen die ganze, weite Erde gleichsam übersät ist und die sich mit ihrem nonchalanten Jargon lästig aufdrängen — sind sie Alle. Wer die Französinnen sind? wer kann das wissen. Ob Maitressen von *Chargés d'affaires*, ob Schauspielerinnen, ob Kunstreiterinnen? Sie scheinen von Allen etwas zu haben. Die Eine mit den hervorquellenden blauen Augen, mit dem bräunlich dustigen Teint wirft tiefe, vielsagende, räthselhafte Blicke um sich. Ein Roman ließe sich hier vielleicht einfädeln, wenn die Reise nur länger währte. Es dämmert. Die Blauäugige geht auf das Verdeck hinaus und sieht lange, lange in die sich immer weiter theilende, schäumende Furche hinab, welche das Schiff hinterläßt. Gewiß, sie ist eine Geliebte, sie träumt, der graue Schleier des Abends ist ihr günstig. Bald malt sich nicht Schmerz, aber doch Wehmuth in ihrem scharfen, starren Blick. Sie fährt aus ihrer Versunkenheit empor, sie berührt meinen Arm, sie drückt mir die Hand, ob willkürlich oder zufällig, vielleicht aus Furcht vor Schwindel — wenn ich Gewißheit hätte!

Es ist Nacht geworden. Ein Schuß knallt. Bald darauf zeigt sich ein Boot, das an einem aufgerichteten Ruder eine Laterne führt und — von der Station noch Passagiere, eine sehr adelhafte Gräfin mit einem sehr trivial und flach aussehenden, aber gleichfalls sehr adelhaften Fräulein Tochter und einer Zofe — von einem Mecklenburgischen Gute bringt. Die Scene wurde durch diese Zufuhr in solcher Form ordentlich wild romantisch, dazu war das Ufer augenblicklich höher und abschüssiger geworden. Für die arme Zofe will ich hier gleich noch einige Worte des Mitleids, für die beiden Gräfinnen andere des Zornes einfließen lassen. Das liebe, gemüthliche, sichtbar resignirte Zosentind durfte

weder die Nacht noch den andern Morgen und Tag mit in den Kajütensalon hinein, das erlaubte offenbar der „Anstand“ nicht, sondern mußte sich fortan in einem engen Seitencabinet oder — im starken, harten Wind allein und vereinsamt auf dem Verdeck aufhalten, ja als am Morgen die Hochadeligen das Verdeck betreten und sich sonnten, da mußte sie immer einige Schritte seitab oder rückwärts sich halten! Und doch sah sie so viel natürlicher und menschlicher aus als das dumme, triviale Gänschen Fräulein von dem mecklenburgischen Gute bei Schwerin. Ich schreibe diese Worte nicht ohne Absicht. Vielleicht liest die Gräfin B. sammt Tochter sie und geht ein wenig herunter von dem hohen Ton, der hier eine garstige Disharmonie bildete.

Bei Wittenberge wird Zollcontrole gehalten, bei Higer und Tangermünde ebenso Station. Ueber den preussischen Controleur hatte Niemand zu klagen. Selbst die Französinnen rühmten die große Humanität dieser „Douane“. Sie waren offenbar überrascht und es schien eine Ansichtswandlung in ihnen sich durcharbeiten zu wollen. Als sie nämlich vorhin auf Befragen, in welchem Lande wir jetzt wären, die Antwort „in Preußen“ hören mußten, da — schauderten sie zusammen. Es ist aber war seltsam. Ich erzähle das hier ganz unbefangen, denn von welchem Gewicht können die unwillkürlichen Demonstrationen zweier reisenden Französinnen sein? Aber wie oben schon gesagt, beobachten und reflectiren kann man bei jedem Stück Leben oder Reise, sobald man es nur will. Vielleicht ist die Wirkung, welche von dem jungen, hübschen Controleur ausging, nur persönlich und momentan zu nehmen, und doch kann man nicht wissen, wie auch dieser sehr geringfügige Umstand in der Weltgeschichte einmal von größerer Bedeutung wird. Vielleicht versöhnen der junge, freundliche Controleur in Wittenberge und die blauäugige Französin einst Frankreich mit Preußen. Es ist aber doch seltsam! Die Französin lächelte, als wir schon abgefahren waren, noch mehrere Male und blickte abwechselnd in die Strömung hinab. Wir lächelten uns Beide abwechselnd zu, sahen uns an und — schwiegen. Tangermünde liegt übrigens jäh und hoch am Elbgestade, es war einst eine Festung, noch ragt sein Wartthurm empor, ja es ist fogar geschichtlich, kaiserlich geschichtlich berühmt. Die Tanger mündet hier unter den hochragenden, von der Wasserluft fast grau verwitterten Häusern. Es giebt einen eigenen Prospect. Dazu nahm diesmal die Luft einen eigenen grauen Ton an, und feuerrotbe Streifen zogen sich um den Wartthurm herum, vermuthlich um Hintergrund und Staffage einen ächt historischen Anstrich zu geben. — Wir schliefen in der zweiten Nacht vor Uebermüdigkeit auf unsern Sopha's, waren diesmal nicht studentisch lärmend um Mitternacht auf dem Deck und zur zweiten Kajüte umhergezogen, wir schliefen also, als das Schiff bei Magdeburg anstieß. Die Kraft strömte aus, die

Mühlen, welche mitten im Strom liegen, rauschten unablässig und es ward stille in uns. Magdeburg soll nicht minder in sich immer stiller werden, der König begünstigt, in Folge anderweitigen Nichtanschlusses an den Zollverein, Stettin, aber nicht Magdeburg, und die treuen Magdeburger sehen scheel darob und man frage noch, ob mit Recht oder Unrecht. Ich kann oder will mich hier nicht in staatswirthschaftliche Betrachtungen einlassen. Wir wissen längst, wie sehr oft einzelne Städte unter der Gunst oder Ungunst von unwillkürlichen Zeitverhältnissen stehen. Man würde mich im Elb-Athen vielleicht der Kleinstädtereier oder Kleingeisterei zeihen, wollte ich noch speciell von der Fahrt von Magdeburg nach Leipzig sprechen, und doch, im Hinblick auf Deutschland und meine lieben Hamburger, die daheim einen Tag wie den andern „in Zucker und Kaffee machen“ und darüber hinaus nichts weiter denken, lasse ich ungerne den Faden fallen. Drei härtige Leute aus dieser Gegend unterhielten sich in durchdachter Rede vom Maschinen- und Fabrikwesen, von der Nothwendigkeit des Fabrikflors, um dem Boden den rechten, allen Vortheil abzugewin-

nen, daß es mir wohlthat. Es waren acht deutsche, durchblickende Discourse die im lichten Contrast zum gewöhnlichen Hamburger Gespräch standen. Ihr Geist schien mit dem Dampfzuge über die Schienen der Geschichte dahinzurollen. Wir waren bei Köthen. Ich warf nicht ohne Lächeln einen Seitenblick auf Schloß und Residenz eines solchen kleinen deutschen Fürsten, um welchen herum das Volk mit Fortschrittsbeinen geht und handelt. Mir schrumpften die drei Thürmchen des Schlosses zusammen in der Perspective dieser drei härtigen Männer aus dem Volk. Ich sage, es freute mich. Und der Eine war unlängst aus dem Militairdienst getreten. Nicht ohne Bitterkeit sprach er von der starren Subordination, von dem Kamaschendienst, von der eisernen Grandezza des Majors, Obersten, Generals in unerschütterlicher Stufenfolge. Und doch erinnerte er sich mit Freuden der Zeit, wo er dem Vaterlande gedient. Nur des despotischen Kamaschendienstes wegen würde er doch selbst ein Patent ausschlagen. Hört ihr es, Major's, Oberste, Generale, Fürsten? Wann gewinnt auch unter dem Militair ein freierer, zeitgemäßerer Geist Raum und Stimme? —

Literatur und Kunst.

Gancan eines deutschen Edelmannes. Dritter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1845.

Form oder vielmehr Formlosigkeit, das *laissez aller* des Verfs. charakterisiren diesen dritten Band des Werkes ebenso wie seine beiden Vorgänger. Alles, was hier geboten wird, würde recht anmuthig sein, als nachlässiges Salongespräch, stückweis hineingeworfen zwischen das Klirren der Theetassen und das Klimplern irgend welches Wunderkindes, aber als ein künstlerisches Ganzes ist es nichts, ja es kann als ein solches niemals anerkannt werden. Zwar wird der Verf. hiergegen einhalten, daß die Productionen eines solchen gar nicht in seiner Absicht gelegen, daß er nur habe „schwätzen“ wollen; aber eben diese Absichtlichkeit müssen wir um so mehr verwerfen, als der Verf. jedenfalls von einer reichen Phantasie angeregt ist, deren erwärmende Gluth, mit ernstem Streben auf feste Pläne gerichtet, jedenfalls Bedeutsames hervorrufen würde. Zwar hat der Verf. in einer Vorrede vorsorglich den Spott als

Schild gegen die Kritik erhoben; allein dieses Manöver kann in der Sache durchaus nichts ändern, sondern beweist nur, daß die Beurtheilungen der beiden ersten Bände den verwundbaren und wunden Flecken seiner Eitelkeit schmerzlich berührt haben. Wenn es Daguerrotypen für moderne Salonunterhaltungen gäbe, so würden sie noch viele Bände derartiger aristokratischer Gancans liefern können; doch wir haben genug an diesem dritten Bande, sind auch außer Stand, über seinen Inhalt etwas Weiteres mitzutheilen, da einzelne Anknüpfungen an den leicht skizzirten Roman der früheren hier noch seltener und zerstreuter, wie die auf einer magern Suppe einsam herumschwimmenden Fettaußen, aus dem allgemeinen Raisonnement hervortauschen. Einige Episoden, wie z. B. die Geschichte vom bleichen Schiffer S. 33 flgde. zeugen übrigens, wie trefflich der Verf. zu erzählen versteht — wenn er auf einem Punkte sich sammeln will.

D r e s d e n.

Das Palmsonntagsconcert.

Das diesjährige große Concert der K. Kapelle bietet der Betrachtung so viele Ausgangspunkte dar, gewährt einen so ungemein reichen Stoff für Referat und Kritik, daß wirklich die Wahl des Standpunkts äußerst schwierig ist, noch schwieriger indes die Auswahl des zu Besprechenden, und die Form, welche der Besprechung zu geben, um damit möglichste Theilnahme zu gewinnen. Weit leichter wäre es, über diesen Gegenstand Bogen zu füllen, als auf wenige Seiten die Fülle Dessen zusammenzudrängen, was hier schon bei oberflächlicher Betrachtung als der Erwähnung werth oder bedürftig sich herausstellt, zumal da es hier sehr viele Punkte giebt, die als streitige selbst da noch bezeichnet werden müssen, wo nicht nur blinde Nachbeterei, affectirter Enthusiasmus und ein hohles, leeres Zurschaetragen von Gefühlen oder auch von Verständniß sich manifestirt. Die Tradition ist gar mächtig, und wer sie und die Leichtgläubigkeit, wie das durch schöne Phrasen leichtbestochene Urtheil der großen Masse klug — oder lieber pffiffig — zu benutzen weiß, der großen Masse, die so gern mit ihrem musikalischen Verständniß kokettirt, und, um dieses zu können, nothwendig Jemanden haben muß, der ihr ein Urtheil oder doch eine Meinung vorbetet oder einflüstert, damit sie dasselbe papageierartig nachplappernd als ein unfehlbares in alle 32 Richtungen der Windrose hinausstreuen kann: wer, sagen wir, diese Verhältnisse zu benutzen weiß und sie zu benutzen nicht unter seiner oder doch unter der Würde der Kunst hält, dem wird leicht diese Menge, diese Masse zufallen, ihm als ihrem Messias zujuchzen — erlösete er sie doch von dem Fluche des Unverständes, der Urtheilslosigkeit, die selbständig und thatkräftig sie nicht zu beseitigen vermochte! — und ihm so lange gegen Alle anhangen, bis er ihr lästig und unbequem wird, oder bis „ein Stärkerer über ihn kommt“ und, wenn der selbst-erregte Dampf und Qualm sich verzogen, das Drakel als ein trügerisches erkannt wird.

Gegen solches Treiben, das zunächst nur dem Egoismus und der persönlichen Eitelkeit dient, obwohl es sich überall geschickt den Anschein giebt, als stehe es und stelle sich für die Kunst allein — gegen solches unwürdige Treiben mit Ernst und Entschiedenheit anzukämpfen, ist gerade in unseren Tagen, wo der Schein eine so große Rolle spielt, vorzugsweise heilige, wenn auch sehr undankbare Pflicht der Kritik, die ihrer Natur

nach zergliedernd und zersetzend und dadurch mittelbar fördernd, von sogenannten-ästhetischen Nebeleien und Schwebeleien sich durchaus fern zu halten hat, und nur die Production an sich (das Werk) und die Reproduction (die Ausführung), um die Personen unbekümmert, fest in's Auge fassen soll, unbestochen durch berühmte oder berühmt sein wollende Namen ebensowohl, wie durch die mancherlei Mittelchen und Kunstgriffe, die so häufig angewendet werden, um die Masse zu bearbeiten, zu stimmen, zu — verblüffen. Habt ihr, freundliche Leser, noch niemals die Erfahrung gemacht, wie Der oder Jener — und diese repräsentiren die überwiegende Mehrzahl — irgend ein Werk oder eine Aufführung nach Kräften als himmlisch, göttlich, einzig anzupreisen bemüht war, obwohl er auf's Gewissen gefragt im Vertrauen bekannte, er habe eben gar Nichts davon verstanden, er habe sich schrecklich gelangweilt? Hand auf's Herz, freundliche Leser, haben's nicht Viele von euch selber schon so gemacht? — Es liegt in der Natur der Sache, ein künstlerisches Urtheil ist, wie ein literarisches, nicht Jedermanns Ding. Es gehört ja dazu eine Vorbildung, die Denen nicht zuzumuthen ist, welche in ganz divergirenden Richtungen sich bewegen, abgesehen davon, daß die fast unglaublich oberflächliche Bildung der Gegenwart es als ihre Hauptaufgabe zu betrachten scheint, einen fashionablen Salonmenschen zu produciren, der mit selbstgefälliger Eitelkeit und wahrhaft staunenerregender Keckheit über Alles radotiren kann, ohne auch nur von Einem einen soliden, wohlbe-gründeten Begriff zu haben. Solche Bildner erscheinen da immer auf demselben Wege, wie Wagner (im zweiten Theile des Goethe'schen Faust) bei der Schöpfung (?) des Homunculus, und es wird Einem wahrhaftig gar sonderbar weh zu Muthe, wenn man solche fruchtlose Quälereien gewahren muß. Dazu kommt denn nun noch ein falschverstandenes Ehrgefühl, eine Sucht zu glänzen, zu imponiren, die Anderen und sich selber es nicht gestehen mag, daß sie kein Urtheil, sondern eben nur eine Meinung hat, und die sich schämt, mit dieser Meinung, die — bleibe sie natürlich und unverschoben — oft das Rechte trifft, hervorzutreten und deshalb lieber sich unter die Füße sogenannter Autoritäten sclaveisch schmiegt, nur um eben auch für urtheilsfähig zu gelten und sich nicht dem mitleidigen Achselzucken Derer bloßzustellen, die im Grunde genommen noch weit weniger von der Sache verstehen, noch weit schwächer, ja bornirter sind, als sie. Und zuletzt reden sich denn diese Leute so eifrig in das gerade Gegentheil ihrer eigenen gesunden Gefühle und Ansichten hinein, daß sie

selbst steif und fest daran glauben. Man weiß ja, wie viel Gewohnheit thut; weiß es ja, wie endlich der Fügner bei der ewigen Wiederholung der selbsterfundnen Geschichten von der Wahrheit und Wirklichkeit derselben selbst überzeugt wird. — —

Und das Alles um des diesjährigen Palmsonntagsconcerts willen? — Ja, denn es findet mehr oder weniger bei demselben seine Anwendung, so sonderbar das auf den ersten Anblick auch erscheinen mag, und die speciellere Besprechung wird so manche Rücksicht auf jene allgemeinen Betrachtungen zu nehmen haben, deren Wahrheit hier mehr, dort minder schlagend auch dabei sich herausstellen wird.

Man hatte zwei Werke unseres großen Meisters Beethoven zur Aufführung gewählt: „Christus am Delberge“ und die „neunte Symphonie mit Chor“, und wir müssen von vorn herein diese Wahl als eine verfehlte bezeichnen. Das springt schon bei äußerlicher Betrachtung in die Augen. Das Palmsonntagsconcert bietet die einzige, in Dresden gebotene Gelegenheit, größere klassische Tonwerke in quantitativ und qualitativ genügender Ausführung dem Publikum vorzuführen. Beethoven's Christus am Delberge bedarf einer außergewöhnlichen Besetzung nicht, um zu möglicher Wirkung zu gelangen; überdies war er erst vor wenigen Jahren hier aufgeführt, und man hätte wohl das Werk eines andern Meisters zu Beethoven's neunter Symphonie geben können, da es an derartigen Productionen nicht fehlt, und man doch schwerlich ein kunsthistorisches Interesse durch den Gegensatz der beiden zur Ausführung gewählten Werke befriedigen wollte, deren Entstehungsperiode freilich fast um ein Vierteljahrhundert aus einander liegt (der Christus am Delberge ward bekanntlich im Jahre 1800 componirt und 1803 zum ersten Male aufgeführt, die Symphonie vollendete Beethoven im Februar 1824, und im Mai desselben Jahres fand in Wien die erste Aufführung derselben statt, in der die Damen Sonntag und Unger die Solopartien im Sopran und Alt sangen), und die nur darin eine Aehnlichkeit mit einander haben, daß sie neben dem Vollendeten, Genialen, des Verfehlten in Idee und Ausführung nicht Weniges bieten. Wundert man sich über diese Behauptung? Neu, unerhört ist sie nicht. Will man sie vornehm ignoriren, achselzuckend bemitleiden? Immerhin! Unsere tiefe Verehrung vor dem hohen Genius Beethoven's wird wohl Niemand unserer Leser bezweifeln können. Wir haben Gelegenheit gehabt und genommen, sie oft und unumwunden auszusprechen. Aber freilich, zu den Hyperenthusiasten gehören wir nicht, die nun auch jede seiner Schöpfungen, eben weil sie von ihm herrührt, für das Höchste halten, was geleistet werden könnte, die sich abquälen, auch die Verirrungen (und je großartiger der Charakter, desto großartiger auch diese Verirrungen!), die gerade bei seinem gesammten Lebensgange so leicht erklär-

lich werden, als tiefe Schönheiten, als das non plus ultra der Genialität darzustellen, und dabei zu Hypothesen, zu Erklärungsversuchen der mannichfachsten Art ihre Zuflucht nehmen, die, so gutgemeint an sich sie immer sein mögen, eben Nichts beweisen, als daß der Tonsetzer über das Maas hinausgegangen, das auch der Kunst als einer endlichen Erscheinung, mag sie auch die Ahnung des Unendlichen im höchsten Begeisterungsschwunge unserem Gefühle zu vermitteln berufen sein, gesetzt ist, und das der Künstler bei aller individuellen Freiheit festzuhalten hat, will er nicht die Grenze der ewigen Schönheit überschreiten und in die kalten Regionen des Wunderlichen, des Barocken hineinführen, wo die formlosen Ungestalten, selbst wenn der Funke der Genialität hier und da aus ihnen aufblitzt, wohl momentane Bewunderung erregen, aber nimmer Freude an der Schöpfung, wahre Geistes- und Herzensbefriedigung gewähren können, mag man sich auch selbst belügen und sich und Andere bewusst oder unbewußt zu überreden suchen, daß man wirklich diese Befriedigung, diese reine Freude, diesen Vollgenuß der Schönheit (wir reden nicht von sinnlichem Genuß) hier gefunden habe. Gewohnheit macht auch die häßlichste Erscheinung erträglich, kann sie unter Umständen selbst angenehm einwirken lassen: schön, groß, erhaben wird sie um deswillen noch nicht. Man hat Mozart häufig mit Goethe, Beethoven mit Jean Paul verglichen. Daß jedes Gleichniß hinkt, bedarf nicht erst eines besonderen Beweises. Indes Vergleiche sind beliebte Waare, man hält sie für geistreich, und in so mancher Beziehung dürfen wir uns die eben angeführten wohl gefallen lassen. Nun hat freilich Mozart des Verfehlten, des so gänzlich Unbedeutenden nichts geschrieben, als sich in der Ausgabe letzter Hand der Goethe'schen Werke neben dem Trefflichsten findet, das unsere Literatur aufzuweisen hat (mitleidiges Achselzucken der Goethomannen!) — Jean Paul ist ein sehr begabter, in seiner Weise unstreitig genialer Dichter, der die Tiefe des Humors ausgebeutet hat, wie Niemand vor ihm und bisher wenigstens noch Niemand nach ihm. Wollt ihr aber seine Unverständlichkeit, die absichtliche Häufung mannichfacher, dem Leser nothwendig unklarer Beziehungen, sein unmotivirtes, unruhiges Abspringen von einer Ideenreihe zur andern, seine scheinbar gedrechselte und doch holperige Sprache, seinen jeder Schönheit ermangelnden Periodenbau auch vortrefflich, befriedigend, nachahmenswerth finden? Es gab eine Zeit, wo dies der Fall war, wo man derartige ruhige Würdigung bei aller sonstigen Anerkennung als ein crimen laesae majestatis angesehen haben würde. Beethoven hat namentlich in den Werken, welche seiner dritten (und letzten) Periode angehören, auch in dieser Beziehung viel Aehnlichkeit mit Jean Paul. Aber wer Das ausspricht, wird von jenen Enthusiasten und dem großen Haufen ihrer blinden Nachbeter freilich auch noch verlegt, und wir werden diesem Schicksale schwerlich entgehen,

werden es indes auch ruhig und kaltblütig zu ertragen wissen, selbst ohne den immer nicht ganz zu verachtenden Trost, daß wir eine große Zahl von Gefährten gerade unter den vorurtheilsfreien und gesinnungstüchtigen Musikern und Nichtmusikern haben, wenn sie auch nicht zu öffentlichem Aussprechen ihres Urtheils sich veranlaßt finden.

Ueber die Wahl von Beethoven's neunter Symphonie für dieses Concert ließe sich Manches sagen; das Für und Wider möchte sich wohl ziemlich die Waage halten. Daß sie mit ihrem Schlußchore: „An die Freude“, für den Beginn der Charwoche nicht passe, könnte ein engherziger Einwurf genannt werden, zumal da, wie schon erwähnt, die Vereinigung außergewöhnlicher Mittel, welche ihre Ausführung unbedingt fordert (eine frühere beschränkte Ausführung war eben deshalb ziemlich spurlos vorüber gegangen), hier in Dresden nur bei Gelegenheit dieses Concerts zu erzielen ist, und man mit gleichem Rechte desselben Componisten vierte, siebente u. s. w. Symphonie als unpassend für den Tag bezeichnen könnte. Man muß nicht zu weit gehen! — Der Einwand, den die Kapelle von ihrem Standpunkte aus mit vollem Rechte (denn ihr Wittwenpensionsfond bedarf sehr kräftiger Aufhülfe, um den vielseitigen Ansprüchen zu genügen, und dieses Concert bildet fast seine einzige Ressource) gemacht, daß die Wahl dieses Werkes pecuniären Nachtheil bringen werde, da es nicht eben populär genannt werden kann — dieser Einwand ist wahrhaft glänzend beseitigt, denn die Einnahme hat mit Einschluß der der Generalprobe die Summe von 2000 Thatern überschritten, während die höchste bisherige noch um etwa hundert Thaler hinter dieser zurückblieb. Ob zu diesem sehr günstigen Resultate die wahrhaft marktschreierischen anonymen Empfehlungen und Aufforderungen, welche in sehr umsichtig gewählten Zwischenräumen der „Dresdner Anzeiger“ in seiner betestabeln Rubrik: „Besprechungen, Privatsachen“, brachte, das Ihre beigetragen, wagen wir nicht zu entscheiden. Es giebt Beispiele, nach deren Vorgange man dies in Dresden für möglich halten möchte, und doch müßte man wieder das Publikum für zu unverständlich, zu kindisch erachten, wenn man wirklich annehmen wollte, daß es sich durch derartige Lockspeise, durch derartige sehr grob angelegte und theilweise in echtem Marktschreiertone gehaltene Charlatanerrie bewegen lassen wollte. Die Verfasser — vielleicht war's auch nur Einer — müssen indes von solchem Vertrauen auf die Gutmüthigkeit und Lenksamkeit des Publikums erfüllt gewesen sein, und es ist vielleicht, nach einzelnen sehr bestimmten Aeußerungen von einer gewissen Seite her, nicht schwer, die Quelle dieser Annoncen zu errathen, wobei denn gleichzeitig mancherlei Schlüsse über den Ursprung gewisser lobhudelnder Artikel in gewissen Journalen über gewisse hier in Scene gesetzte Opfern vielleicht sich ziehen ließen. Man muß nur den Mund recht voll nehmen — es giebt doch

Leute, die sich verblüffen lassen. Ob aber ein solches Verfahren, selbst wenn es — was von mancher Seite in Zweifel gezogen wird — durchaus rein von egoistischer Beimischung wäre, des Künstlers nicht durchaus und unter allen Umständen unwürdig, und wenn auch vielleicht als pfiffig, doch als kleinlich und erbärmlich zu bezeichnen sein möchte, das müssen wir dem Urtheile des feinfühlenden Publikums überlassen. Es ist ja derartige Unsitte auch von der Seine Strande zu uns herübergekommen und hat sich schon so trefflich bei uns acclimatirt, daß es an Gelegenheit, ein Urtheil darüber sich zu bilden, auch in Deutschland nicht fehlt. Vielleicht goutirt man sie als Mode von Paris — vielleicht entschuldigt man sie echt jesuitisch (und pfiffige Leute sind die Jesuiten) mit dem schönen Sprüchlein: „Der Zweck heiligt die Mittel!“ Da muß denn natürlich auch gleich in der „Deutschen Allgemeinen“ so ein Artikelchen kommen, das den Mund recht voll nimmt und von 500 Mitwirkenden, von sechs oder wieviel tausend — wir haben das Blatt gerade nicht mehr zur Hand — Zuhörern faselt, während die Zahl der Ausübenden 350, die der Zuhörer bei der Aufführung etwa 2100 betrug. Nun, es klingt doch besser! —

Wir haben uns gefreut, daß die genannte Symphonie zur Aufführung kam, weil sie eben selten zu Gehör gebracht wird; haben indes keinen Anlaß gefunden, unser durch Studium der Partitur und früheres mehrfachen Hören gewonnenes Urtheil irgendwie zu modificiren. Das Werk enthält der hohen Schönheiten viele, Beethoven's Genius leuchtet je nach den einzelnen Sätzen mehr oder minder, häufig eben in scheinbar kleinen, aber desto gewaltiger und mächtiger hervortretenden Zügen heraus; aber für sein vollendetes Werk, für das Höchste, was in diesem Genre von ihm geleistet (und übertroffen ist er noch nicht!), vermögen wir es durchaus nicht zu halten. Wir müssen hierbei die einzelnen Sätze streng sondern, denn wir können nicht umhin, ihrer Entstehung nach sie in verschiedene Perioden zu setzen, die deshalb freilich noch nicht Decennien, ja nicht einmal Lustra auseinander zu liegen brauchen. Und daß mit dieser Ansicht zugleich nicht nur das Gewagte, sondern geradehin das Unzulässige jedes Erklärungsversuchs ausgesprochen ist, der das Ganze in seiner jetzigen Form als ein einheitliches, in mannichfachster Steigerung eines und desselben Gefühls beharrendes auffaßt, liegt auf der Hand. Wir müssen uns überhaupt gegen alle derartigen ästhetischen Ueberschwänglichkeiten erklären, die im besten Falle eben nichts weiter sind als ein Verwandeln des subjectiven, des individuellen Gefühls in den Begriff, dem sich also ein anderes, vielleicht gerade entgegengesetztes Gefühl, zum Begriffe verkörpert und erstarrt, entgegenstellen läßt. Die reine Instrumentalmusik hat es mit Darstellung und Verlebendigung der Gefühle zu thun — wo das Wort nicht mehr ausreicht, seiner prägnanten Bestimmtheit, seiner festen begrifflichen Be-

grenzung wegen, da tritt die Musik ein; sie hat es „in ihrer schönsten Bedeutung mit der höchsten Sympathie der menschlichen Seele, mit der Ahnung zu thun. Aber sie hat diese Sympathie stets nur künstlerisch zu vermitteln, oder sie hört auf, Kunst zu sein.“ Reiner Instrumentalmusik streng logische Begriffe unterlegen, heißt sie ihrer Bestimmung entfremden, ihren Charakter gänzlich verkennen, sie in gewisser Weise wenigstens herabziehen und erniedrigen. (Wir können hier nur Aphorismen geben, was wir wohl zu beachten bitten.) Es sind solche Erklärungsversuche gerade bei Beethoven's Instrumentalwerken — namentlich bei solchen, denen er nicht selbst eine leicht hingeworfene Andeutung über ihren Charakter beigegeben, z. B. der Sinfonie pastorale, der Eroica, der bekannten Sonate: Adieux, l'absence et retour u. s. w. — schon vor zwanzig Jahren und länger, namentlich von A. B. Marx in Berlin gemacht worden (es ließe sich ein schöner Excurs „über Malerei in der Tonkunst“ einfügen), und die neunte Symphonie hat deren von Ortlepp, Großheim, Fröhlich und Anderen, mehr oder minder umfassend aufzuweisen. Hr. Kapellmeister Wagner — wenigstens nennt man ihn allgemein als Verfasser — hat diese Versuche in dem Programm zur diesmaligen, von ihm dirigirten Aufführung noch um einen vermehrt, dem wir natürlich dieselbe subjective Berechtigung, wie jedem anderen derartigen Versuche, zuzugestehen haben. Ist er doch, wie eben die anderen auch, eine ästhetische Phraseologie in der Beschreibung Dessen, was Hr. W. sich beim Anhören des Werkes gedacht hat — nichts weiter. Ob das aber den Ideen des Componisten adäquat, kann nach Belieben zugestanden, oder verneint werden. Wie's damit gestattet, beweiset recht klar der tiefsinnige Erklärungsversuch der siebenten Symphonie von Ortlepp (oder Marx?), den der Componist selbst so entschieden perhorrescirte. Und wenn Hr. Kapellm. W. zuerst das Wesen der Instrumentalmusik ganz richtig auffaßt, dann aber, weil Beethoven für die Ueberschwänglichkeit seiner Gefühle keinen genügenden Ausdruck in dem Instrumentale mehr gefunden, das Hinzutreten des Chores, also des Wortes und des Begriffs, als eine Potenzirung darstellt, so ist das ein musikalischer und — psychologischer Widerspruch. Denn das tiefste, das überschwängliche Gefühl hat keine Worte! Uebrigens ist die Idee, der Steigerung des Effects durch alle musikalischen Mittel wegen den Chor mit dem Instrumentale zu verbinden, ja auch nicht neu; hat man denn Beethoven's große Pianofortefantasie mit Orchester und Chor ganz vergessen? —

Uns erscheint das Scherzo als einer früheren, der besten Periode des Componisten angehörig, wo seine Genialität in höchster Bollkraft aus dem Boden seines Weltthums aufsprudelte, lechzt dahinstürmend, gewaltig und doch klar und fesselnd, unter Thränen lächelnd und sein neckisches Spiel treibend, was sich namentlich auch in

dem Gegensatz des Prestothema's (4) — irren wir nicht, einer neapolitanischen Melodie — ausdrückt. Der Satz ward übrigens in der Aufführung etwas zu sehr überstürzt (ein Paar kleine Schwankungen wollen wir nicht urgiren), während er in der Generalprobe das richtige Maas hatte. Der umgekehrte Fall machte sich beim Adagio bemerklich, das in der Aufführung verschleppt erschien — eine Unsicherheit in der Tempoanlage, die der Dirigent nach so vielen Proben wohl hätte vermeiden können. Kannte er doch die Symphonie, wie man so sagt, durch und durch. Wenigstens durfte man daran keinen Zweifel hegen, wenn man sah, wie er in der Probe ganz ohne Partitur dirigirte, in der Aufführung zwar die Partitur neben sich liegen hatte, ohne indeß hineinzublicken. Man hat auch das von gewisser Seite her großartig, genial finden wollen — was doch die Leute nicht Alles „genial“ nennen! Wir können es nur — und das thut uns wirklich weh, da wir das volle Verdienst des tüchtigen Einstudirens dieses äußerst schwierigen Werkes Hrn. K. M. W. gern zuerkennen — wir können es nur als eine großartige Ueberschätzung der eignen Kraft, als eine Eitelkeit bezeichnen, die sehr nahe an Charlatanerie grenzt, ja als eine vollständige Verkennung der Stellung des Dirigenten dem ausführenden Personal gegenüber. Steht denn der Dirigent etwa nur des Tactschlagens wegen da (und auch das war häufig so verworren, bald Viertel, bald Achtel, ja selbst musikalische Verzerrungen wurden mit dem Tactirabe gegeben, während die voll markirte, unterscheidbare und untrügliche Tactangabe sehr häufig fehlte!), nachdem etwa ein Duzend Proben abgehalten worden sind? Wie glauben nicht. Ja, wir meinen sogar, daß ein Verein so tüchtiger Kräfte nach solcher Vorbereitung ein Werk im allerhöchsten Nothfalle selbst ganz ohne Dirigenten ausführen könnte (was man gefälligst nicht falsch verstehen wolle, man thut das bisweilen recht gern!). Der Dirigent soll vielmehr dem ausführenden Personal bei der Aufführung die nöthige Ruhe und Sicherheit geben, die er durch die moralische Gewißheit gewährt, daß er in jedem Momente das Ganze in all seinen kleinsten Theilen vollständig übersieht, und eben dadurch im Stande ist, die nöthigen Winke und Zeichen stets rechtzeitig und den Vorschriften des Componisten gemäß zu geben. Das kann er aber nicht mit vollster Sicherheit, diese moralische Gewißheit und damit das unumschränkte Vertrauen zum Dirigenten muß sehr wankend werden, wenn er nicht die Partitur nachlieset, was übrigens nicht sklavisch zu geschehen braucht, da das lebendig sprechende Auge wesentlich zur Direction gehört. Dieses auswendig dirigiren, wo es nicht die höchste Noth gebieterisch fordert, ist bei größeren öffentlichen Aufführungen eine Vermessenheit, einem Pöbeln auf päpstliche Unfehlbarkeit sehr ähnlich, und doch hatte diese Unfehlbarkeit sich in einer der letzten Proben noch sehr fehlbar erwiesen! Was wollte sie also bedeuten? —

Das Adagio der Symphonie ist ein wunderschöner Satz voll der tiefsten Innigkeit und Innerlichkeit, der nur hier und da schon in einzelnen Wendungen den Uebergang aus der zweiten Periode des Meisters in die dritte anklingen läßt. Schon bei weitem stärker tritt dieser im ersten Sage auf (der mit allen übrigen gleichmäßig an zu großer Ausdehnung leidet), in welchem wir indeß bei aller Freiheit der Durchbildung und Erweiterung doch die Form noch streng gewahrt finden, ein Umstand, der bei allem Herben der Behandlung die Uebersichtlichkeit, das Eindringen in den Gedankengang erleichtert und vermittelt, und schon um deswillen den Genuß ermöglicht.

Der letzte Satz indeß ist ein Chaos, das allen Kunstgesehen Hohn spricht. Das ist, trotz aller Ueberschwänglichkeiten, faden und geistreichen, die schon darüber gesagt und geschrieben sind, unser Urtheil, zu dessen vollständiger Begründung freilich hier nicht der Ort ist — unser Urtheil, das nach öfterem Anhören stets klarer und überzeugender sich gestaltet hat. Gern gestehen wir zu, was Ortlepp sagt: „es sei hier Alles inneres, mächtiges Seelenleben und Sprache eines in die Abgründe des Daseins dringenden Weltmühs“. Aber wir dürfen Dem Schiller's inhaltsschwere Warnung entgegenhalten: „der Mensch versuche die Götter nicht!“ Wir dürfen darauf hinweisen, daß wir für ein Kunstwerk nur die Gesetze des Schönen als einzigen untrüglichen Maßstab haben, daß diese Gesetze für alle Manifestationen der Kunst keine willkürlichen, erfundenen, sondern ewige, nothwendige sind: „Kunst und Wissenschaft erfinden nichts, sie finden nur die ewigen Gesetze der Natur auf“ — daß die Beschwörung des alldurchdringenden, allverbreiteten Urgeistes der Harmonie (und schon den Gedanken einer solchen konnte nur der Titane Beethoven fassen, den man wohl den musikalischen Faust nennen könnte!) keinem Staubgeborenen gelingt, denn zu diesem heißt's stets: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst — nicht mir!“ Daß also aus diesem ewigen Haschen nach dem Unerreichbaren nothwendig ein Zerfließen, ein gänzlich Verlieren der innern Einheit, ein Verschwimmen in das form- und gestaltlose, düstere Chaos hervorgehen muß, während alle wahrhaftige Schönheit, und also auch ihre Manifestation, das Kunstwerk, jenem innern Gähren, Treiben und Drängen schonungslos geopfert wird. Anstaunen, bewundern mag man einen solchen Genius, liebend innig sich ihm hinzugeben, vermag man nicht. Denn er stößt ab, er verlegt überall, und wo das gar absichtlich, mit vollem Bewußtsein geschieht, da wendet sich jedes feinere Gefühl, wenn auch mit schmerzlichem Bedauern, von ihm ab.

Diese chaotische Ueberschwänglichkeit, diese enthusiastische Extravaganz tritt denn auch überall in diesem letzten Sage uns entgegen. Die Gegenwart schweift mehr und mehr in die Extreme des Enthusiasmus oder der verweichelichten Sinnlichkeit hinüber, und in Bezug

auf den ersteren war dies noch mehr als jetzt zu der Zeit der Fall, in welche die Entstehung dieser Symphonie fällt. Auch Beethoven blieb von den gewaltigen Strömungen seiner Zeit nicht unberührt — er fühlte, er durchlebte sie mit, und berücksichtigen wir die körperlichen und geistigen Zustände seiner letzten Jahre, so werden uns derartige Erscheinungen in seinen letzten Compositionen nicht auffallen können — wir werden diese Extravaganzen, erzeugt durch das stete thatkräftige und doch im tiefsten Grunde hoffnungslose Ringen gegen physischen und moralischen Druck, durch die schneidenden, der beruhigenden Auflösung entbehrenden Dissonanzen des Lebens, erklärlich finden, sie mit inniger Wehmuth betrachten, wie etwa die mehr oder minder zerrissenen Fieberphantasien eines gewaltigen, genialen Geistes; denn daß es eben in diesem letzten Sage auch an genialen, unaufhaltsam mit sich fortreisenden Momenten, wie sie nur ein Beethoven hinzuzaubern vermochte, nicht fehlt: wer möchte das leugnen? — Der recitativartige Uebergang der Streichbässe (der nicht vollkommen gleichmäßig ausgeführt ward) bereitet den Eintritt der Singstimmen allerdings vor; aber schon mit dem Eintritte des Solo's: „Ihr Freunde, nicht diese Töne!“ zeigt sich ein barockes Wesen in den der Stimme zugetheilten Figuren, das auf die spätere, jeder rationellen Behandlung der Singstimme widersprechende, darum nirgend zu der beabsichtigten Wirkung gelangende Führung der Soli und Chöre hindeutet, deren der Idee des Componisten gemäße, vollendete Ausführung physisch unmöglich ist. Es kann uns daher nicht Wunder nehmen, wann namentlich gegen den Schluß hin, nach einer Reihe schnell aufeinander folgender ansprechender Proben, die Intonation so unrein ward, wie wir sie gehört: *ultra posse nemo obligatur!* — Die Hauptmelodie des: „Freude, schöner Götterfunken“, ist trotz der geistreichen, hier und da in Anklängen hervortretenden Verbindung mit der Choralmelodie „Freu dich sehr, o meine Seele“, eine gewöhnliche, und wurde das noch mehr durch die Ausführung, die wir als zu schnell bezeichnen müssen. Wäre sie etwas langsamer, choraliter, in der Weise gehalten worden, daß jede einzelne Note mit gleichmäßig starkem Drucke betont ward, sie würde einen tieferen und grandioseren Eindruck hervorgebracht haben. Diese Wirkung der Stimmen aber hatte der Dirigent nicht berücksichtigt, während er in dem Andante maestoso ($\frac{3}{2}$): „Seid umschlungen“, einen Choreffect anzubringen gesucht hatte, der seine Wirkung nothwendig verfehlen mußte, weil er in dieser Weise völlig unausführbar ist: wir meinen das versuchte Portament des Chores bei den Melodiesprüngen in die Sexte u. s. w., das im Solovortrage bei ganz leichtem Anschlage seines Eindrucks nicht verfehlt, aber schon hier oft genug — und im Chorgesange bei starker Besetzung ganz unvermeidlich — in ein unangenehmes Heulen ausartet.

Wir können hier nicht weiter auf Specialitäten ein-

gehen, müssen uns mit aphoristischen Andeutungen begnügen, selbst auf die Gefahr hin, absichtlich oder unabsichtlich mißverstanden zu werden. Trotz unserer Ausstellungen aber müssen wir gegen den Dirigenten wie gegen sämtliche Mitwirkende in Orchester und Chören (die Soli hatten die Damen Kriete und Stange, die Herren Gurty und Mitterwurzer übernommen) aufrichtigen Dank aussprechen für den Fleiß, die Sorgfalt, die Liebe, welche sie diesem, alle Kräfte beanspruchenden und — verzehrenden Werke beim Studium wie bei der Ausführung gewidmet haben. Das Publikum schien lebendigen Antheil zu nehmen — schien, sagen wir. Denn daß die sehr bedeutenden Handleistungen am Schlusse einen sicheren Maasstab dafür nicht gewähren, brauchen wir wohl nicht erst zu erwähnen. Daß aber neun Zehnthelle der Anwesenden einen eigentlichen, dauernden Genuß nicht gehabt haben, wenn sie auch einen solchen zu simuliren trachten mögen, ist bei der Beschaffenheit des Werkes durchaus natürlich. Das vollständige Sichhinausrücken aus dem gewohnten Ideenkreise ist nicht Jedermann's Ding. —

Im „Christus am Delberge“ waren die Solopartien durch Mad. Kriete und die H. P. Bielezizky und Mitterwurzer besetzt. Nur die Erstgenannte wußte in ihrem Vortrage, trotz aller vorgeschriebenen modernen Figuren, Kouladen u. s. w., das spezifische Element des Dratoriengesanges zu bewahren; die beiden Herren ließen den dramatischen Charakter zu stark hervortreten (Einzelheiten müssen wir übergehen), was freilich um so eher Entschuldigung finden muß, als der Componist dazu die entschiedenste Veranlassung gegeben. Deun ein Dratorium ist diese Composition, die wir

in ihrer Totalität überhaupt für eine der schwächeren des großen Meisters halten, jedenfalls nicht: weit eher sieht sie einem großen Opernfinale ähnlich, möchte am ehesten, wenigstens annähernd, mit dem Ausdruck: „geistliches Drama“ zu bezeichnen sein. Zelter nennt das Werk in seinen Briefen an Goethe in seiner derben Manier „eine Unkeuschheit, deren Grund und Ziel ein ewiger Tod ist“. Und wenn dieser Ausspruch auch von Uebertreibung nicht freizusprechen ist, so liegt doch des Treffenden Viel darin. Die Chöre des Werkes sind, wie die Introduction, unzweifelhaft großartig; die Solopiecen hingegen fast ohne alle Ausnahme so modern opernmäßig, die tiefere Idee des Textes steht hier in so scharfem Widerspruche mit der musikalischen Conception, daß man bei näher eingehender Betrachtung sehr davon frappirt wird. Die Ausführung des Werkes war, unter Reissiger's Leitung, eine durchaus zufriedenstellende.

Wir müssen schließen. Vielleicht findet sich anderweitig einmal Gelegenheit, die hier gegebenen Andeutungen gründlicher auszuführen. Wir wünschen es um der Sache willen: es thut dringend Noth, gerade über derartige Dinge möglichst klar werden zu können, und die wirkliche oder affectirte Uberschwänglichkeit (allezeit ein krankhafter Zustand) auf das Maas gesunder und unbefangener Anschauung zurückzuführen. Damit kann wie der Kunst und dem Künstler, so dem Publikum nur gedient sein; das wahrhaft Große und Schön: geht auch aus derartiger Betrachtung nur um so leuchtender und strahlender hervor.

W. J. C. C.

Feuilleton.

Als sich einst Friedrich Wilhelm III. von Preußen in der Nähe von Ebing befand, wollte ein Bauer ihm eine Bittschrift knieend überreichen; da sagte der König zornig: „Stehe auf! Kein Mensch soll sich vor einem Menschen auf die Kniee werfen!“

Heinrich von Bülow giebt über den russischen Soldaten folgendes Urtheil: Die Russen sind keine Helden, aber gute Kriegsmaschinen; sie sind tapfer, feig, ehrlich, betrügerisch, weise, thöricht, witzig, dumm — Alles auf Geheiß ihrer Oberen.

Ein müßiger Kopf hat berechnet, daß bei dem frühzeitig eintretenden Venze dieses Jahres, die jungen Stutzer in Paris wohl täglich für 3000 Franks Weitzen im Knopfloche tragen. In keiner Stadt ist aber auch die Leidenschaft für Blumen so groß als in Paris.

In einer Stadt sollte ein Buchbinder die Schriften von Ronge einbinden; er schickte sie aber sogleich mit dem Bemerkten wieder zurück, daß er diese gottlosen Schriften nicht einbinden könne ohne seiner Rechtgläubigkeit zu schaden.

25.

Druck von Carl Ramming
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.